P.o.germ.
168

Phil. W. Deutsch. p. 96.

945.

<36604778820015

<36604778820015

Bayer. Staatsbibliothek

E, 0

P. o. germ.
168

Heinrich Brauns

Versuch

in

prosaischen Fabeln

und

Erzählungen.

München, 1772.
zu finden bey Johann Nepomuk Fritz,
und Augspurg bey Ignaz Anton Wagner,
Buchhändlern.

Imprimatur.

Signatum München in dem Churfürstl. Büchercensurcollegium 1771.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Wilhelm Wodiczka

Sekretär.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Vorrede.

Je nun! — Ich wage es. — Weder der Beyfall, noch die scharfe Kritik soll mich zurückhalten. Diese Fabeln sind dem Drucke zugedacht, und heute noch sollen sie unter die Presse kommen. — Ich sage es aber ganz redlich. Es haben mich weder meine Freunde gebethen, noch die Verleger geplaget. Auch Niemand hat sie mir in Geheim aus

dem Pulte genommen, und in den Druck gegeben. Und wie viele Vortheile hätte ein Auctor nicht noch, womit er sich entschuldigen, und seine Vorrede anfüllen könnte! — Nein! — (Ich mag Ehre oder Unehre davon haben) mit meinem Wissen und Willen sind sie gedruckt.

Ich weiß es nur gar zu wohl, daß es eben keine Meisterstücke sind. Ich bekenne es selbst mit dem demüthigen Titel eines **Versuches.** Wie aber? Soll Niemand Satyren schreiben, als Rabner? — Niemand Heldengedichte, als Klopstock? — Niemand Idyllen, als Geßner? — Niemand Fabeln, als Gellert und Leßing? — Man darf es doch wagen! — Man darf doch auch in unsern Gegenden anfangen. Jemand muß doch die Pfade machen. Jemand vorausgehen. Ich wage es, und weiß zu meiner Entschuldigung nichts anders zu sagen, als daß ich es gewagt habe.

Ich machte mir freylich kein Hauptgeschäfte daraus, und mein Beruf machet mich eben

eben zu einem Fabeldichter auch nicht. Es sind dieß vielmehr die Früchte meiner Nebenstunden. Man liest bey einem Spaziergange. — Man sieht verschiedene Gegenstände, — Gegenstände, die oft Jemanden einen Gedanken von sich selbst geben. Der Gedanke scheint gut zu seyn. Man kann sich nicht erwehren, man muß ihn niederschreiben. — Es wird eine Fabel daraus. — Es kömmt ein Bändchen Fabeln zusamm. — Sollen diese Stücke nun ewig in dem Pulte liegen bleiben? — Fort in die Welt damit. — Vielleicht nützen sie? — Vielleicht gefallen sie gar? — Ja! — Vielleicht? — Vielleicht gefallen sie aber nicht? Du hast doch Mißgönner genug, saget die Klugheit. — Feinde, die dir, und deinen patriotischen Bemühungen nicht gut sind. — Du setzest dich Kritiken aus — unnöthigen Kritiken. — Du wirst durch die Hechel gezogen, und beynahe selbst zur Fabel werden? Oder hat man nicht bereits Fabeln genug von dir allenthalben verbreitet, und zu deinem Glücke, daß es Fabeln sind. — Endlich, was werden die Ausländer dazu sagen? —

Die Recensenten? — Die Bibliothekenschreiber! —

Ja! — und wenn alles dieß! — Es sind doch nun etliche gedruckte Bogen mehr in der Welt! — Es heißt doch geschrieben. — Ein rechter deutscher Auctor, saget Gellert, muß keine Oster= oder Michaelismesse vorbeylassen, ohne etwas herauszugeben; die gelehrte Welt muß immer von ihm wissen, daß er noch lebe, — und lese, — und schreibe — und der Welt und sich selbst zu nutzen suche. Sind es nicht allemal Bände, so sind es doch Blätter. — Kömmt kein eigen Werk zu Stande, so plündert man sich eine schöne Sammlung zusamm. — Auch nur eine Vorrede zu einem fremden Werke ist so etwas, das um einen Grad unsterblicher machet. — Und wirklich! — Wie quälend ist die Auctorhitze nicht für einen Mann, der gesunde Finger hat?

Aber Vielleicht? — Ey! — keinen Augenblick soll mich dieses Vielleicht noch

zurücke halten. —— Ich denke vielmehr! —— Vielleicht mache ich den Fleiß meiner Landesleute rege! —— Vielleicht muntere ich sie auf. —— Vielleicht folgen sie mir gar mit glücklichern Schritten? —— Und wenn mich auch eine bescheidene Kritik in die Schule führt, so habe ich doch nicht umsonst geschrieben. Denn ich lerne dadurch, und andere mit mir.

Nun habe ich beynahe alles gesagt, was mir eben einfiel, und vielleicht mehr, als ich hätte sagen sollen. Dieß allein muß ich noch anmerken. Etliche von diesen Fabeln (es sind aber sehr wenige) die waren schon in dem baierischen Patrioten gedruckt; sie wollten aber selbst bey dieser Auflage nicht zurücke bleiben. Gesellschaft halber wollten sie mit ihren Brüdern in die Fremde reisen, und vielleicht kommen sie nun sämmtlich in viele Orte hin, wo sie einzeln in einem Wochenblatte nicht hingekommen sind.

Ich wünsche ihnen viel Glücke auf die Reise. Werden sie gut aufgenommen? — gut! — so wird es mir ein Vergnügen seyn. — Wo nicht? — So grämme ich mich eben auch nicht zu Tode.

Geschrieben München den 1ten
September 1771.

Heinrich Braun
churfürstl. geistlicher Rath und Canonicus
beym Frauenstifte allhier.

Prosaische Fabeln.

I. Buch.

I.

Die Muse und der Fabeldichter.

Die Muse erschien dem Fabeldichter, und fragte ihn: Warum läßt du doch die Thiere oft vernünftiger sprechen, als die Menschen?

Weil die Menschen, war die Antwort, oft unvernünftiger handeln, als die Thiere.

II.

Jupiter und das Lastthier.

Mit erbarmendem Blicke sah Jupiter aus dem hohen Olymp auf ein armes Lastthier herunter, das eben mit langsamen Schritten durch Berge und Thäler zog, und unter der drückenden Bürde seufzete.

Oft versetzte ihm der Treiber einen derben Streich auf den müden Rücken, wenn es stille stund, und wann es in das Nachtlager kam, mußte es doch mit einem geringen Futter zufrieden seyn.

Elendes Geschöpf, sagte endlich Jupiter, mich jammert dein Schicksal. Ich will dir eine Gnade thun. Begehre, was willst du? Soll ich einen gebietherischen Löwen aus dir machen?

Gebiethet der Löwe ohne Verdruß, fragte das Lastthier.

„Dieß eben nicht. Allein —

„Hast

„Hast du mehr Lust ein stolzes Pferd zu werden?

„Sind die Pferde aller Bürden frey?

„Oder ein schlauer Fuchs?„

„Werden die Füchse nie gefangen?

Dieß wiederum nicht, sagte Zevs. Du wirst zwar kein Thier ohne Beschwerden finden, aber —

Je nun, erwiederte das Lastthier, und warf sich Jupitern zu Füssen. Wenn kein Thier ohne Beschwerde ist, so laß mich ein Lastthier bleiben, und gib mir Geduld und Zufriedenheit in meinem Stande.

III.

Der Affe, und der Spiegel.

(1.)

Der Affe war immer dem Spiegel feind, der im Zimmer stund.

Wie habe ich es doch um dich verdient, fragte ihn endlich der Spiegel, daß du mich so sehr hassest?

Warum zeigest du mir immer meine häßliche Gestalt, antwortete der Affe.

Sind nicht gewisse Leute aus eben dieser Ursache gewissen Büchern feind?

IV.

(2.)

Der Äffe wurd endlich so böse, daß er mit Füssen in den Spiegel sprang

Der Spiegel brach in hundert Stücke. Nun wurd aber der Affe ganz rasend böse; denn da er zuvor sein häßlich Bild nur einmal sah, so sah er es itzt in hundert Stücken hundertmal.

So decket sich oft die Bosheit besser auf, wenn sie sich zu decken suchet.

V.

Der arme Taglöhner und der Tod.

Ein armer Taglöhner schleppte sich die Tage seines Lebens jämmerlich fort, und doch legte er achtzig Jahre zurücke. Was er sich immer seufzend wünschte, war nichts anders als: Lieber Tod, komm doch endlich einmal! —— Erlöse mich doch endlich, lieber Tod!

Der Tod erhörte ihn, und kam.

Der Taglöhner erschrack, und bath: nur drey Jahre noch, lieber Tod! —— —— lieber Tod, nur drey Jahre noch.

Nach dreyen Jahren kam der Tod wieder, und der arme Taglöhner bath wiederum um drey Jahre.

Je nun, sagte endlich der Tod. Ihr Menschen rufet mich, wenn ihr mich nicht sehet, und wenn ich komme, so fürchtet ihr mich. Ich will euch hinfür von ohngefähr überfallen.

Von dieser Stunde an sterben die Menschen, wenn sie es am mindesten vermuthen.

VI.

Die zwo Nachtigallen.

Eine Nachtigall saß in einem prächtigen Käfige, worinn sie ein Landjunker zu seiner Lust gefangen hielt. Täglich genoß sie die niedlichste Kost. Täglich lobte der Junker ihren lieblichen Gesang. Täglich brachte ihr die Frau des Junkers etliche der besten Leckerbischen.

Eine ihrer Schwestern, eine Waldnachtigall, kam öfter aus dem nahen Gebüsche, und besuchte sie.

Sie sah den prächtigen Käfig. Sie sah die niedliche Kost. Sie hörte das Lob des Junkers. —— Doch flog sie immer in den Wald zurücke, und sagte öfters im Wegfliegen: Schwesterchen! Ich beneide dich um dein Glücke nicht. Du bist doch immer nur die Gefangene; und ich die Freye.

VII.

Der Palast im Dorfe, und die Baurenhütte.

(1.)

Der Palast des Landjunkers zu Murten war das prächtigste Gebäude in der ganzen Gegend. Stolz hob er seinen Giebel in die Höhe, und spottete der niedrigen Gebäude, die ihn umher stunden.

Lange hörte dem Prahlen des Palastes ein nahes Baurenhüttchen zu. Endlich sagte es dazu: Du hast eben so sehr zu prahlen nicht Ursache. Hast du dich dann selbst gebauet?

VIII.

(2.)

Bald hernach kam der Landjunker mit einem Gefolge von Bedienten und Sorgen begleitet aus der Stadt und von Hofe zurücke. Der Palast fieng aufs neue sich zu prahlen an.

Das Bauernhüttchen sagte ihm aber darauf: Trägst du vieles durch deine Größe zu dem Vergnügen deines Einwohners bey? —— Lebt dein Herr wohl vergnügter in einem prächtigen Steinhausen, als der zufriedene Landmann in einer niedrigen Hütte? —

IX.

Der Schütz und die Scheibe.

Weichet auf die Seite, schrie ein Schütz, der eben im Feuer stund, weichet auf die Seite! —— Eben habe ich im Sinne den Mittelpunkt zu durchbohren.

So schrie er etlichen Freunden zu, die unweit der Scheibe gerade auf den Mittelpunkt zustunden.

Die Scheibe kannte den Schützen, und widersetzte: Nein! meine Freunde! stehet, stehet, wo ihr seyd. Nirgends seyd ihr von seiner Kugel sicherer als nahe mir, —— nahe beym Mittelpunkte.

X.

Die Mücken und das Licht.

Die Mücken flogen immer um das Licht herum. Das Licht warnete sie, und sagte: „Kommet mir nicht zu nahe. Ihr schadet euch.“

Die Mücken flogen der Erinnerung ohngeachtet so lange und so nahe um das Licht, bis sie sich ihre Flügel verbrannten.

Ihr Religionsgrübler! die ihr euch zu nahe an die geheiligten Glaubensgeheimnisse waget, lasset euch das Beyspiel der Mücken zur Warnung dienen.

XI.

Die zween Füchse.

Zween Füchse giengen lange mit einander auf den Raub aus, endlich wurden sie in einer Falle gefangen.

Besorgt um ihr Leben sassen sie in dem Gefängniß, und unterhielten sich mit einem tröstenden Gespräche. Unter andern sagte der ältere Fuchs zu dem jüngern: Beyde werden wir ja doch nicht um das Leben kommen, und wenn einer von uns davon kömmt, welcher meinst du, Bruder! würde es wohl seyn?

Ich zweifle nicht, du wirst es seyn, erwiederte der jüngere Fuchs; denn du bist ein größerer und älterer Dieb als ich.

XII.

Die Schildkröte und die Schnecke.

Die Schildkröte trug immer ihr schweres Haus mit sich. Die Schnecke spottete ihrer öfters und sagte: Sieh! mein Haus, das ich mit mir trage, ist mir lange so beschwerlich nicht, als dir das deine.

Ohngefähr kamen sie auf eben derselben Strasse zusammen, wo zu gleicher Zeit ein Lastwagen über sie fuhr.

Die Schnecke ward mit ihrem Hause zerribben, und die Schildkröte blieb unbeschädigt.

Nicht alles, was nützlich ist, kann zugleich bequem seyn.

XIII.

Der Vater, und der Sohn.

Ein Vater sprach oft seinem Sohne zu; Sohn! begieb dich mit allem Fleiße auf die Künste und Wissenschaften; denn durch diese must du dein Glücke machen.

Lieber Vater! antwortete der Sohn, wie gerne wollte ich alles dieß thun! —— Wenn ich nur nicht immer die Dummen und Unwissenden höher steigen sähe, als die Gelehrten und Künstler.

XIV.

Der Versemacher.

Ich mache doch immer Verse, sagte Lucill, und doch hält man mich für keinen Poeten.

Und dieß mit Rechte, antwortete Seladon; denn du reimest nur, und dichtest nicht.

XV.

Die Henne und die jungen Basilisken.

Eine Henne fand Basilisken-eyer. Sie setzte sich darauf, und brütete sie aus.

Kaum schloffen die Jungen heraus, so frassen sie ihre Erzeugerinn.

Wer bösen Leuten Schutz giebt, der ist vor ihren Streichen niemal sicher.

XVI. Der

XVI.

Der Löw, das Pferd, und der Hund.

Das Pferd galt bey dem Löwen sehr viel. Es war immer an seinem Hofe. Immer speisete es an seiner Tafel, und oft zog selbes der Löw in wichtigsten Dingen zu Rathe.

Der Hund sah dieß lange mit neidischen Augen an. Endlich gieng er zum Löwen und sagte: „König! das Pferd ist dein ärgster „Feind. Nach dem Throne und selbst nach „dem Leben strebt es dir. Wenn du selbes „nicht vom Hofe jagest, so —

Der Löw untersucht die Aussage des Hundes.

Der Hund wurd darauf vom Hofe verjagt, und das Pferd galt beym Löwen noch mehr als zuvor.

Oft nutzt man Jemanden, wenn man ihm zu schaden suchet.

XVII.

Die gefangene Nachtigall.

Zehen Jahre saß eine Nachtigall in einem Käfige gefangen. Endlich fand sie eine Lücke durch den Käfig, die ihr die Wärterinn ohngefähr offen ließ.

Sie wollte entfliegen; allein die Schwingen trugen sie nicht mehr. Sie schwang sich, flog, und fiel zu Boden.

Diese Fabel lehret uns, was die Fähigkeit ohne die Uebung nutze sey.

XVIII.

Der Hofmann, und der Bauer.

Wäre ich doch auch ein Hofmann, wünschte ein Bauer, der oft in die Hofküche fuhr, und die Glückseligkeit des Hoflebens nach dem äußerlichen Scheine maß.

Wäre ich doch so ein Bauer, rief bald darauf ein Hofmann, der aus dem Kabinete des Königs voll Verdrußes über die Stiege herabkam, und den Bauern sah.

Wer aus beyden wünschest du dir zu seyn, lieber Leser! —— Wenn du klug bist, so wünsche dir immer der zu seyn, der du bist, nicht der du gerne wärest.

XIX.

Die Hirsche und der Dachs.

Die Hirsche, die viele Länder durchgelaufen, und immer in den schönsten Feldern und Wäldern ihre Weiden suchten, spotteten eines alten Dachses, der sich in einer wüsten Höhle aufhielt.

Ihr könnet immer lachen, sagte der graue Dachs. Meine Höhle ist mir doch immer weit lieber und werther als alle eure Wiesen und Felder. Sie ist mein Vaterland.

XX.

Diana, der Hirsch, und der Jäger.

Diana wählte sich einen Hirschen zu ihrem Lieblinge, und theilte ihm die Gabe der Unsterblichkeit mit.

Ein Jäger wußte dieß nicht, und schoß auf ihn.

Die Kugel fügte zwar dem Hirschen nicht den mindesten Schaden zu. Dennoch wurde die Göttinn über den Jäger so sehr erbittert, daß sie ihn die Tage seines Lebens äußerst verfolgte.

Hüte dich, mein Leser, daß du die Lieblinge der Großen auch nicht einmal unwissend beleidigest.

XXI.

Die Hofpferde und die Bauernpferde.

Vier Hofpferde führten die Cassa des Herrn über Land, und stolz auf den schätzbaren Last, den sie führten, sahen sie vier Bauernpferde über die querre an, die ihnen auf der Strasse entgegen kamen.

Ihr seyd elende Landthiere, sagten sie, da wir Hofthiere sind. Koth und Mist führet ihr, da wir Gold und Silber führen.

Bald darauf überfiel sie eine Bande Räuber. Die Hofpferde schossen sie todt, samt ihrem Kutscher, und die Cassa plünderten sie rein aus: den Bauernpferden fügten sie aber nicht das mindeste Leid zu.

Wie sehr hat es uns nun genutzt, daß wir Landthiere sind, sagten die Bauernpferde, und wie gerne können wir unsern stolzen Brüdern die Ehre gönnen, daß sie Hofthiere gewesen sind.

XXII.

Der fromme Reinecke Fuchs.

Reinecke wollte sich im Thierreiche empor schwingen, und sann auf Mittel, wie er recht reich, bey Hofe recht ansehnlich, und überhaupt recht glücklich werden könnte.

Vor allen schlich er in Jupiters Hayne andächtig herum, und so oft ihn der König Löw sah, bückte er sich bis auf den Boden vor dem Bilde Jupiters, und seufzte gleich dem strengsten Büßer. Kein Opfer ward dem Gott der Götter angezündet, wo er nicht miträucherte, und kein Fest angestellt, wo er nicht gegenwärtig war.

Alles, was Frömmigkeit schien, that er, und als man ihn fragte, warum er es thäte, gab er zur Antwort: Ich suche nicht fromm zu seyn, sondern nur fromm zu scheinen, und diese Frömmigkeit ist manchesmal zu vielem nutze.

Ende des ersten Buchs.

Prosaische
Fabeln.
II. Buch.

I.

Die Muse und Phädrus.

Du willst nutzen, sagte die Muse zu Phädrus: warum sagest du also dem Menschen die Wahrheit nicht, wie sie an sich selbst ist? Warum lehrest du in Bildern?

Ich will nutzen, antwortete Phädrus, und eben darum lehre ich in Bildern.

Die nackte Wahrheit sieht, und liest, und hört Niemand gern.

II.

Minerva.

Minerva wählte sich die Nachteule zu ihrem Sinnbilde. Jedermann verwunderte sich, warum sie einen so häßlichen Vogel dazu wählte.

Minerva erklärte sich hierauf, und sagte: Ich wollte ja nicht, daß meine Nachteule ein Sinnbild der Schönheit seyn sollte.

III.

Das Pferd und die Wespe.

(1.)

Eine Wespe saß einem Pferde auf den Rücken, und setzte ihren Stachel an.

Das Pferd lachte, und spottete: „Elen„des Thierchen, ich fühle deinen Stachel „kaum.„

Du magst ihn fühlen oder nicht, erwiederte die Wespe, ich schade dir doch, so viel als ich kann.

Die strafwürdige Wespe!

(2.)

Nun sann die Wespe auf Rache. Sie flog auf das nahe Feld, und brachte einen ganzen Schwarm ihrer Schwestern mit zurücke.

Schnell flogen sie alle auf das Pferd zu, und setzten zugleich ihre Stacheln an.

Das Pferd fühlte den Schmerzen, und röchelte.

Die Wespe hingegen lachte itzt, und spottete und lehrte: „Sieh, auch kleine Feinde sind nicht zu verachten. Sämmtlich können wir dir Wehe thun; wenn wir dir schon einzeln nicht schaden können.

V.

Der Gärtner und die Feldmäuse.

Ein Gärtner fieng etliche Feldmäuse, und trug sie dem Wasser zu.

Wie? sagten die Mäuse, sterben sollen wir? —— Und wir haben doch so wenig von deinen Früchten genossen.

Nicht darum anwortete der Gärtner, nicht darum sollet ihr sterben; weil ihr etwas von meinen Früchten genossen habt, sondern weil ihr verwegen genug gewesen, alles andere zu Grunde zu richten, daß auch ich nichts mehr davon genießen kann.

VI.

Das alte Weib und zwo Fackeln.

Ein altes Weib gieng beym Mondscheine über die Gasse, uud sah ihren eignen Schatten für ein Gespenst an.

Sie fürchtete sich, zitterte, bebte.

Wenn sie weiter gieng, gieng das Gespenst mit ihr. Blieb sie stille stehen, stund das Gespenst bey ihr.

Endlich kamen zwo Fackeln von zweenen Bedienten daher getragen.

Bey diesem Lichte verschwand der Schatten, das Gespenst, die Furcht.

Haben uns nicht dell' Osa und Tartarotti ein gleiches Licht angezündet?

VII.

Der Storch und der Adler.

Der Storch hatte sein Nest auf einem hohen Thurme gebauet, und sah über querre auf einen Adler herab, der auf einem nie, dern Baum saß.

Sieh! ich bin ansehnlicher, als du, sagte er, schwing dich so hoch wie ich, wenn du kannst.

Der Adler flog bald darauf dem Neste vorbey, erhob sich über alle Berge, und sagte lächelnd im Vorbeyfliegen zu dem Storchen: „Schwing dich nun so hoch, wenn du „kannst.“

Verachte Niemanden, der niedriger ist als du. Er kann sich in kurzer Zeit auch höher schwingen, als du.

VIII.

Der Löwe und die Biene.

(1.)

Die Kleinste der Bienen wurde immer von dem Könige Löwen verfolgt, und niemal fand sie Gerechtigkeit vor seinem Throne.

Ich mag immer thun, was ich will, dachte sich König Löw, die Biene ist zu klein für mich. Sie wird mir doch niemal schaden können.

Ist dieß königlich, ist dieß klug gedacht?

IX.

(2.)

Der Biene fiel endlich auch einmal eine Art von Rache ein. Sie flog dem Löwen in das Aug, setzte den Stachel an, und beraubte ihn des Augenlichtes.

Der blinde Löw sah hinnach, wiewohl zu spät, die wichtige Wahrheit ein, daß auch der Kleinste dem Gröſten, der Schwächste dem Stärkesten zuweilen schaden könne.

X.

Der Metzgerhund und der Ochs.

Ein Ochs in der Måste des Metzgers genoß eine tågliche gute Tafel, und die beste Warte dabey. Tåglich bediente ihn die Dirne mit aller Nothdurft, und tåglich besuchte ihn der Hausherr selbst, und strich ihn mit schmeichelnder Hand auf dem fetten Rücken.

Der Haushund, der verachtet an der Schwelle des Stalles lag, und das Glücke des Ochsens über die Querre ansah, dachte bey sich: „Wie viel unglücklicher bin „ich doch als dieser Liebling meines Herrn! „Niemal genieße ich ein so niedliches Futter. „Niemal besucht mich mein Herr, und schmei„chelt mir: da ich ihm doch weit wichtigere „Dienste leiste. —— O daß ich doch Ochse „wåre!

Zween Tage darauf wurd der Ochs zur Schlachtbank geführt. Der Hund begleitete ihn, und sah zu, wie man ihm den tödtlichen

Streich

Streich auf das Hirn gab, wie er zusammfiel, und in seinem Blute schwamm.

Nun wurde der Hund klüger, und dachte sich: So hat man meinem Nachbar darum so gute Tage gemacht, daß man ihn desto fetter schlachten kann? —— Nicht mehr, nicht mehr wünsche ich mir ein Ochse zu werden. Gerne will ich Haushund bleiben, und mit meinem Schicksale zufrieden seyn.

XI.

Der Fuchs, die Henne und der Geyer.

Der Fuchs saß nahe bey einem Dorfe unter einer Dornhecke, und lauerte auf eine fette Henne, die öfters dahin kam. Es lauerte aber auch der Geyer darauf.

Die Henne kam. Der Geyer stieß plötzlich mit räuberischer Begierde auf sie los. Zugleich fuhr der Fuchs aus der nahen Dornhecke, und raubte den Rauber samt seiner Beute.

Ihr siegenden Räuber, wenn ihr ungerechte Kriege führet, denket doch immer, und lernet aus dieser Fabel; die Beute ist niemal unsicherer als in euren Händen.

XII.

Die Wölfe und die Schafe.

(I.)

Die Wölfe hatten sich mit den Schafen in einen Vertrag eingelassen. Jährlich sollten die Schafe ihre verstorbnen Brüder den Wölfen Preise geben, die Wölfe wollten hingegen der lebendigen schonen.

Der Vertrag war gerichtlich ausgemacht, und kaum war er ausgemacht, so fiel ein hungeriger Wolf ein weidendes Schaf an, fraß es auf, und sagte: der Hunger ist an keinen Vertrag gebunden.

Dieses Schicksal haben insgemein jene Verträge, die Lämmer mit Wölfen, und ehrliche Leute mit Schalkhaften machen.

XIII.

Das jüngere und das ältere Schaf.

(2.)

Ich will doch diese That nicht ungerächet lassen, sagte ein junges Schaf, das zu dem gefreßnen nahe anverwandt war. Ich will Klage stellen. Ich will Genugthuung fodern.

Wo willst du Klage stellen, sagte ein älters Schaf, wo Genugthuung fodern?

„Bey dem Obersten der Wölfe.„

Ja! bey dem Obersten der Wölfe! so hast du dann niemal noch gehört, daß ein Wolf dem andern nichts Leides zufüge. Laß deine Klage fahren, du hast noch zu wenig Welt.

XIV.

Die Fliegen.

Ein Bauer mischte Gift in einen Milchtopf, und setzte ihn den Fliegen zum Preise aus.

Diese Speise ist recht süß, sagten die Fliegen, recht schmackhaft, recht angenehm. Möchte uns doch Jupiter immer diese niedliche Speise gönnen!

Haufenweise flogen sie herbey, und kosteten, und tranken davon.

Sie flatterten zwar darauf noch etliche Minuten in der Stube herum; allein gähling fielen sie zu Boden und starben.

Erfahren die Diener der Wollust nicht ein gleiches Schicksal?

XV.

Der Löw und seine Feinde.

Dem Löwen fielen in einer Krankheit alle Haare weg. Seine Feinde nahmen hieraus Gelegenheit ihn zu verkleinern, und sagten: „Er sieht keinem Löwen mehr ähn„lich. Er ist auch kein Löwe mehr.„

Der Löw erfuhr es, und sagte nichts anders darauf, als: „Meine Handlungen „werden es zeigen, daß ich ein Löwe bin.„

XVI.

Der Fuchs und die kranke Henne.

Der Fuchs sah eine kranke Henne im Hennenhause, und fragte sie: Wie befindst du dich? Schwesterchen! wie befindest du dich? Nicht gut?

Nicht gut, antwortete die Henne; aber doch besser, als wenn ich gesund und in deinen Händen wäre.

XVII.

Die Frösche, die Nachtigallen, und der Mensch.

(1.)

Die Frösche quäckten in einem Teiche, und gegenüber sangen die Nachtigallen.

In der Mitte blieb ein Wanderer bewunderend stehen, und hörte dem lieblichen Gesange der Nachtigallen zu.

Dieser Mensch bleibt unsertwegen stehen, sagte ein alter Frosch, der am Rande des Teiches saß; Singet fort, Brüder! —— singet immer fort. ——

XVIII.

(2.)

Der Wanderer wurd doch endlich des heißern Geschreyes überdrüßig, und rief: Schweiget doch endlich einmal, ihr elenden Quäcker, damit ich die lieblichen Nachtigallen höre.

Der alte Frosch sagte hierauf: Was für einen übeln Geschmack hat doch dieser Mensch, daß ihm das zwitscherude Geschrey der Nachtigallen besser gefällt, als unser männliches Quacken.

Die Sprache des Frosches reden noch itzt gewisse deutsche Meistersänger, denen ihre eignen Lieder besser gefallen, als die Lieder Gleims, Leßings, Utzens, und Hagedorns.

XIX.

XIX.

Der reumüthige Habicht, und die Tauben.

Den räuberischen Habicht kam endlich eine Reue seiner Mordthaten an, und kräftig entschloß er sich, die Tage seines Lebens aller Tauben zu schonen.

Ganz entrüstet warf er einen bereuenden Blick auf die vergangenen Jahre zurücke, und überdachte die Bosheit seiner vielfältigen Todschläge.

Die unschuldigen Tauben! dachte er, was haben sie mir Leides gethan? ——— wirklich, wirklich, dieß ist keine Lebensart. —— Nicht nur will ich keine Taube mehr tödten. So gar sämtlich will ich sie um Vergebung bitten.

So dachte er, und voll der Reue flog er in das nahe Taubenhaus.

Er flog hinein, und raubte, und würgte, und tödtete, wie vorher.

Verführt nicht die Gelegenheit öfters auch die reumüthigsten Diebe?

XX.

Zevs und der Esel.

Bist du mit deinem Stande zufrieden, sagte Zevs zu dem Esel.

Immer zufrieden, antwortete der Esel, immer will ich gerne ein Esel seyn, laß mir nur die Gabe der Unwissenheit bey meinem Stande, damit ich es nicht weiß, daß ich ein Esel bin.

XXI.

Der Berg und das Thal.

Ein unfruchtbarer hoher Berg hob sein nacktes Haupt bis an die Wolken prahlerisch empor, und stolz auf seine Größe sah er oft mit verachtendem Blicke auf das nahe fruchtbare Thal herunter.

Das Thal sah dem eiteln Stolze lange ganz ruhig zu. Endlich sagte es doch zum prahlenden Berge: Wahr ists, du machest in der Welt durch deine Größe mehr Ansehen; ich aber verschaffe dem Menschen mehr Nutzen.

Könnte diese Antwort nicht oft ein arbeitsamer Bürger manchem prahlenden Junker geben?

XXII.

Der Palast und die Eiche.

Ein Palast, der auf einem Sandberge stund, zankte oft mit einer hundertjährigen Eiche, und warf ihr vor: Nur du stehst mir im Wege. —— Eine Aussicht von zehen Meilen hinderst du mir. —— Wenn dich doch mein Herr von der Wurzel aus niederriße.

Die Wünsche des Palasts wurden erfüllet, und die Eiche samt der Wurzel aus der Erden gerissen. Sie sank über den Berg hinab, der Berg mit ihr, und der Palast mit dem Berge.

Oft wird ein Staatsmann gestürzt, der den Staat selbst mit in seine Ruine zieht.

Prosaische Fabeln.

III. Buch.

I.

Der Storch und der Dorfjunker.

Ein reisender Storch kam eben aus fremden Ländern zurücke, und lagerte sich auf den Thurm einer Dorfkirche, wo er ehemal sein Nest gehabt hatte.

Ein Dorfjunker sah ihn aus seinem nahen Sommerpalaste, und rief ihm zu: „Du „bist nun vermuthlich viele Länder durchge„reiset, was hast du dann in der Fremde gelernt?

Eben so viel, antwortete der Storch, als dein Sohn, der heute aus Paris zurück gekommen.

II.

König Löw.

(1.)

König Löw wollte im Thierreiche eine bessere Einrichtung treffen, er wollte aber auch Vorschläge dazu von seinen Unterthanen hören.

Kaum hatte dieß der Fuchs vernommen, so brachte er gleich ein halbhundert Vorschläge, und legte sie Könige Löwen zu Füssen.

Deine Vorschläge mögen gut seyn, sagte der Löw. Doch muß ich zuvor sehen, ob du sie nicht vielmehr für dich als für mich gemacht hast.

III.

(2.)

Gleich nach dem Fuchsen erschien der Bär. Dieser sagte: König! meine Vorschläge werden gewiß gut seyn; wenn du sie aber vollziehen läßst, so wähle ja Niemanden als mich dazu. Gewiß sollen sie mir vollzogen seyn.

Ich werde sie untersuchen lassen, antwortete der König. Wenn sie aber auch gut sind, so werde ich doch zum Ausführen niemal einen Bären wählen.

IV.

(3.)

Der Adler glaubte ganz gewiß den besten Vorschlag ausgedacht zu haben. Er flog vor den Thron des Königs nieder, und sagte: König! Ich dächte, dem Thierreiche würde nichts besser nutzen, als wenn du bey Jupitern erhieltst, daß alle Thiere Flügel bekämen.

„So sollten alle meine Unterthanen „Vögel, oder doch geflügelte Thiere werden? antwortete der König. Ich weiß nicht, ob die Vermischung der Stände dem Thierreiche nützlicher sey. — Ich will mich bedenken.

V.

(4.)

Auch der Aff erschien mit Vorschlägen.

König Löw nahm sie auch an; gab ihm aber zur Antwort: Ich verwerfe deine Vorschläge ganz und gar nicht. Ich will nur sehen, wem du sie abgeborgt hast. Alsdann wirst du meine Entschließung hören.

VI.

(5.)

Wolf Hylax wollte sich bey dieser Gelegenheit auch die Pfeife schneiden. Lange gieng er mit Vorschlägen schwanger, endlich kam er nach Hofe, und machte folgenden Vortrag.

König! unterwirf mir alle Lämmer und Schafe. Noch einmal so viel Tribut gebe ich dir jährlich, als du jetzt von ihnen ziehst.

Dieser Vorschlag gefiel Könige Löwen gar nicht. Was nützt es mich, sagte er, wenn ich etliche Jahre noch so viel Tribut von ihnen ziehe, wenn du mir sie indessen gänzlich aufzehrest.

VII.

(6.)

Nachdem König Löw alle Vorschläge angenommen hatte, erklärte er sich vor der ganzen Versammlung der Thiere, und sagte: Eure Dienste sind mir sehr angenehm, liebe Unterthanen, und eure Vorschläge können für die gemeine Wohlfart der Thiere gut gemeint seyn.

Was ich thun kann, und werde, ist dieß. Selbst werde ich alle Vorschläge untersuchen, und wenn sie mir gut dünken, so werde ich sie auch selbst in das Werk zu setzen wissen.

Alle Thiere waren mit diesem Ausspruche zufrieden, und riefen im Fortgehen: Es lebe der weise König Löw.

VIII.

Crantor und Ulpian.

Ein Rechtsgelehrter unsrer Zeiten, ein finsterer Ulpian las lange Zeit den Phädrus und Aesop, Gellert und Lichtwern, Schlegeln und Leßingen. Endlich sah er lächelnd auf seine Acten zurücke, und rief: Was nutzen doch die Fabeldichter? —

Crantor hörte es, und antwortete: Recht nach deiner Denkungsart. Denn in deinen Augen nutzt nichts, was nicht einträgt.

IX.

Die Preisfrage.

Die Akademie zu Dorndorf warf diese Preisfrage auf: Was ist jetziger Zeit für ein Unterschied zwischen einem Lehrjünger Ulpians, und einem Anfänger in der neuern Philosophie?

Lange blieb die Frag unaufgelöset. Endlich erhielt jener den Preis, der sagte: Die Rechtsgelehrte unsrer Zeit lernen ehe schreiben als denken; die Schüler der neuern Philosophie hingegen ehe denken als schreiben.

X.

Der Besitzer einer Bibliotheck, und der reisende Gelehrte.

Der reiche Neran besitzt einen Schatz von Büchern. Mit vergoldeten Rücken stehen diese in einem Saale herum, den der Hausherr niemal besucht, als wenn er einem Fremdlinge seine Zimmer zeigt.

Ein reisender Gelehrter hielt sich lange in diesem Saale auf. Er bewunderte die seltensten Werke, die prächtigsten Auflagen, die auserlesensten Meisterstücke. Wie glücklich sind sie nicht, sagte er endlich zum Neran: Was für Schätze von Büchern besitzen sie nicht!

Ja; antwortete Neran, ihre glänzenden Rücken sind die schönste Spaliere in meinem Hause.

XI.

Der junge Adler.

Ein junger Adler flog aus seinem Neste zu hoch in die Luft, zunahe an die Sonne. Sein Flug war zu vermessen, und er fiel auf die Erde zurücke.

Ein junger Versemacher wollte sich in die Zahl der Dichter schwingen, und er erfuhr ein gleiches Schicksal.

XII.

Der Auerhahn und die Dorfhenne.

Eine Dorfhenne fragte einen Auerhahn: Warum schützen dann dich die Großen dieser Welt so sehr? Warum ziehen sie dein Geschlecht dem Meinigen vor?

Der Auerhahn antwortete: Würden die Großen mein Geschlecht eben so sehr schützen, wenn es nicht seltner wäre, als das Deinige?

XIII.

Die Wildänte und die Dorfänte.

Eine Dorfänte schwamm längst dem Fluße hinauf einem Walde zu, und traff eine Wildänte an. Schwesterchen! sagte sie, ich bin doch glücklicher als du. Kein Jäger lauert auf mich, da du doch keinen Augenblick vor seinem Schusse sicher bist.

Die Wildänte antwortete lächelnd: Du bist nicht klug, liebe Schwester! du bist im Dorfe eben so wenig einen Augenblick sicher, als ich im Walde. —— Oder weißt du es, wann es deinem Hausherrn einfällt, daß er dich schlachten läßt? ——

Die Antwort der Wildänte gab ohnlängst ein Soldat einem feigen Bürger, der hinter dem Ofen saß.

XIV.

Der Rab, und der Schwan.

Ich bin schöner als du, sagte, der Rab zu dem Schwane.

Wirklich? —— widersetzte der Schwan.

„Ja, wirklich, und soll es ein Gewette „gelten!„ ——

Gut! Wer soll unser Richter seyn?

Der Mensch? —— Je nun, er sey es„ sprach der Rab? Was soll es aber für ein Landsmann seyn? Ein Europäer mag wohl für dich sprechen, allein ich will mein Recht bey einem Mohren suchen?

Was an einem Orte für schön gehalten wird, das gefällt deßwegen nicht allenthalben.

XV.

Die Nachtigall und der Schütze.

Eine Nachtigall sang auf einem Strauch den lieblichsten Gesang von der Welt, und da sie am lieblichsten sang, schoß ein vorbeygehender loser Bursch auf sie.

Die getroffene Nachtigall seufzete im Herabfallen: „Wenn ich dich beleidiget hätte, so würde mir mein Tod minder schmerzlich seyn, nun aber habe ich mich nur —— bestrebet, dich und deine Mitbrüder zu ergötzen. —— Und du tödtest mich! —— Welche Unmenschlichkeit! ——

Wie oft ist nicht die redlichste Gesinnung und Absicht in der Welt auf gleiche Art belohnet worden!

XVI.

Der Jagdhund und das Schooßhündchen.

Zween Hunde waren in eben demselbigen Palaste. Mops ein Schooßhündchen, und Hylax ein Jagdhund. Mops galt viel bey der Frau; Hylax bey dem Herrn. Jener saß immer auf dem Schooße der Frauenzimmer. Dieser dörfte zwar in das Zimmer, er mußte sich aber mit einer ledernen Bettlage ohnweit dem Ofen begnügen.

Lange sah Hylax das Glücke Mopsens mit neidischen Augen an. Ich will doch auch endlich einmal mehr bey der Frau gelten, dachte er sich, da er eben des Laufens müde von der Jagd nach Hause kam.

Er dachte es, und sprang mit kothigten Pfotten auf das schöne Kleid der nähenden Hausfrau, und wollte ihr nach Mopsens Beyspiele liebkosend schmeicheln.

Zuvor dörfte Hylax wenigst in das Zimmer, nun mußte er auch dieses räumen.

Grobe Schmeicheleyen befördern den Schmeichelnden nicht allemal.

XVII.

Der Knab und die Biene.

Ein Knab pflückte eine Rose ab, da eben eine Biene darauf saß, und Honig sog.

Ich will die That rächen, dachte sich die Biene. Voll des Zornes flog sie auf die zarte Hand des Knabens, und ließ ihm ihren Stachel fühlen.

Der Knab kehrete aber die Hand um, und erschlug sie.

Wie oft schadet nicht die tollkühne Rache dem, der sich rächen will!

XVIII.

Der Mond und die kleinen Sterne.

Der Mond wurd von Tage zu Tage stolzer, und verachtete die kleinen Sterne, die um ihn herstunden. Mein Licht ist weit grösser, sagte er immer, als das eurige, und mein Körper weit ansehnlicher.

Ja, widersetzten die Sterne; hingegen ist aber das kleinere Licht, das wir geben, unser eigen Licht.

Eine gleiche Antwort gab unlängst ein kleiner Bauer einem größern, der viele Aemter und Höfe, aber auch viele Schulden hatte.

XIX.

Die Sonne, das Fenster, und der Balken.

Ich gebe dem Zimmer das Licht, sagte die Sonne, und prahlte sich.

Ja, antwortete das Fenster, allein durch mich kömmt es hinein.

Beydes kann aber erst alsdann geschehen, sagte der Balken, wenn ich euch keine Hinderniß mache.

Eine Fabel für euch, ihr Herren Staatisten.

XX.

Das Buch in Folio, und der reisende Gelehrte.

Ein reisender Gelehrter kam in eine ansehnliche Bibliotheck zu einem zwanzig Pfund schweren Folioband, las den Titel, und gieng vorbey. Bey einem kleinen Bändchen hingegen hielt er sich etliche Stunden auf, küßte, und lobte es.

Das Buch in Folio verdroß dieß. Bin ich dann nicht ein Buch von großem Werthe, sagte es? Bin ich nicht ein ansehnliches, ein recht ansehnliches Buch? —— Doch schäzet dieser reisende Gelehrte ein kleines Bändchen mehr, als mich! Welche Parteylichkeit! —

Der Reisende hörte es, und widersetzte nichts anders, als: Ich schätze den Werth eines Buches nicht nach der Schwere und Größe.

XXI.

Der Fuchs, die Henne, und der Fabeldichter.

Reinecke Fuchs gieng bey einem Baume vorbey, worauf eine alte Henne saß, der er nicht beykommen konnte. Er machte ihr die freundlichsten Complimente, und sagte: — Wie befindest du dich, liebes Schwesterchen? — Wohl? — gesund? — vergnügt? Dieß soll mir eine Freude seyn.

Und Sie, Herr Reinecke? antwortete die kluge Henne, eben wohl? — eben gesund, eben vergnügt? — Was konnte mir angenehmers seyn, als dieß?

So unterhielten sie sehr lange ein Gespräch, und endlich giengen sie unter gleichen Complimenten aus einander. — Reinecke dem Walde zu, die Henne in ihr Haus.

Der Fabeldichter, der unter dem Schatten lag, und alles dieß gehöret hatte, fragte sie im Fortgehen: —— Habet ihr, meine Thierchen, diese Lebensart von dem Menschen gelernet, oder der Mensch von euch?

Ende des dritten Buchs.

Prosaische Fabeln.

IV. Buch.

I.

Der Schwan, die Dohle, und die Krähe.

Wirklich bin ich das Frömmste unter den Thieren, so prahlte sich ein Schwan. Meine Farbe ist selbst die Farbe der Unschuld.

Frömmer als ich wirst du nicht seyn, fuhr die Dohle fort. Sieh! ist nicht meine Farbe die ehrwürdige Farbe?

Eine Krähe hörte diesem Gezänke zu, und sagte endlich: Beyde beweiset ihr aus einem falschen Grunde. Ich weiß zwar wohl, daß die Menschen bisweilen also schließen; ich würde aber wohl niemal meine Heiligkeit durch meine Federn beweisen.

II. Die

II.

Die Nachtigall, und der Vogler.

Eine Nachtigall gesellte sich zu den Zeisichen, und wurde mit ihnen auf einer Leimruthe gefangen.

Und wie kömmst du hieher, fragte sie der Vogler, als er sie von der Leimruthe abnahm.

Entlaß mich doch, lieber Vogler! antwortete die Nachtigall. Du bist nur hieher gekommen, um Zeisichen zu fangen. Ich bin aber ja kein Zeisich, wie du siehst.

Du bist kein Zeisich, wiedersetzte der Vogler. Du hast dich aber den Zeisichen zugesellet. Du verdienst also ein gleiches Schicksal. Du bist und bleibst meine Gefangene.

III.

Der Dorf- und der Stadthund.

Wohin, Herr Bruder! sagte der Dorf- zu dem Stadthunde.

Ich dein Bruder? erwiederte der Stadthund, und sah ihn über die querre an. Ich bin freylich in einem Dorfe gebohren wie du. Nun bin ich aber bey Hofe, und schlafe in tapezierten Zimmern, da du noch in einem Dorfstalle liegst.

Wie oft kennen sich zween Freunde nicht mehr, wenn einer davon zu Ehrenstellen kömmt.

IV.

Das Meer und die Flüsse.

Wohin, ihr Undankbare? — sagte das Meer zu den Flüssen. — Wohin traget ihr das, was ihr von mir empfanget? — Sollet ihr nicht vielmehr immer hier bleiben? — immer bey mir, dem ihr das zu danken habet, was ihr habet, und was ihr seyd.

Wir? — antworteten die Flüsse. Wir circuliren. — Wir kommen aber immer wieder, und bringen immer das zurücke, was wir mitnehmen. — Würden wir aber der Welt so viel nützen, wenn wir immer an einem Orte blieben?

Die Flüsse sind in dieser Fabel, was das Geld in der Welt ist. Circuliren muß es, wenn es der Welt nütze seyn will.

V.

Die Nachteule.

Die Nachteule ward immer dem Gespötte aller Vögel ausgesetzt; und wurd endlich des ewigen Gespöttes müde.

Minerva wählte sie zu ihrem Sinnbilde.

Da achtete die Nachteule das Gespött der Vögel nicht mehr; weil sie von gelehrten Menschen geachtet wurde.

VI.

Der Schütz und das Eichhörnchen.

Ein Schütz zielte mit einer Flinte auf ein Eichhörnchen.

Das Eichhörnchen blieb auf dem Baume ruhig sitzen. Ganz unbekümmert sah es dem Schützen in das Rohr, bis es todt von dem Baum fiel.

Mancher Kranke sieht seinen Tod so nahe vor Augen, wie das Eichhorn den Schützen, und dennoch glaubt er nicht, daß ihm der Tod so nahe sey.

VII.

Die Eiche und der Dornstrauch.

Ich erhebe mein Haupt bis an die Sterne, sagte eine stolze Eiche zu einem niedrigen Dornstrauche. Bin ich nicht ansehnlicher als du?

Ja, antwortete der zufriedene Dornstrauch; hingegen bin ich aber auch vom Sturme und Donner sicherer als du.

VIII.

Das Lamm und der Bär.

Das Lamm floh vor dem Bären. Warum entfliehst du dann, liebes Lämmchen? sagte der Bär. Ich verlange dir ja nicht zu schaden; ich bin vielmehr dein bester Freund. Komm doch, komm, laß dich umarmen!

Das leichtgläubige Lämmchen kam Der Bär umarmte und erdrückte es.

Falsche Freunde! kennet ihr euch nicht in diesem Bilde?

IX.

Der flüchtige Hirsch.

Ein flüchtiger Hirsch entsprang einer Kugel, da eben ein Jäger auf ihn schoß. Der Kugel entsprang er, und lief in die Netze.

Wie oft weichen wir nicht einem Unglücke aus, und laufen in das andere!

X.

Die Nachteule und der Sperling.

Es giebt kein glänzender Licht als jenes des Mondes. Kein Körper auf der Welt schimmert so schöne als dieß. So sprach eine alte Nachteule zu ihrem Nachbar, dem Sperlinge, und war stolz auf ihr Urtheil.

Der Sperling erwiederte nichts anders, als: „Wie sehr dauerst du mich, liebe Nach„barinn, daß du die Sonne nie gesehen.„

Wie schöne sind nicht Sailers und Strobels Predigten! sagte unlängst ein Chorgeistlicher Redner. Meine Herren! Ihr urtheilet im Dunkeln wie die Nachteule. Habet ihr keine Bourdaloux, keine Massillons noch gelesen?

XI.

Der Wolf und der Fuchs.

Wann wirst du einmal deine Hühnerjagd aufgeben, sagte der alte Wolf Hylax zu dem alten Reinecke Fuchsen.

Alsdann, antwortete Reinecke, wann du einmal deine Lämmerjagd aufgeben wirst.

XII.

Der Bettler und der Tod.

Ein elender Bettler rief oft den Tod, und der Tod hörte ihn nicht.

Endlich überfiel er ihn von ohngefähr, und fragte ihn: was willst du?

Herr! antwortete der Bettler, daß ich reicher werde, und zu leben habe.

XIII.

Der alte und junge Krebs.

Geh doch nicht immer zurücke, sagte der alte Krebs zu seinem Sohne. Es ist nicht mehr Mode, es läßt nicht gut.

Vater! antwortete der Sohn, ich habe es von dir erlernet.

XIV.

Das häßliche Portrait und der Maler.

Das Portrait eines bucklichten zankte den Maler aus, daß er es so häßlich gebildet hätte.

Was kann ich dafür, antwortete der Maler, daß dein Urbild nicht schöner ist?

Dieß ist der Charakter eines ehrlichen Mannes. Er redet, und schildert die Sache, so wie sie ist, nicht wie sie angenehm ist.

XV.

Der Papagey und der Junker.

Ein Papagey ward, in einem Nonnenkloster auferzogen, und sagte nichts anders, als heilige Worte, und sang nichts anders als geistliche Lieder.

Ein frommer Junker, der ihn von der Nonne zum Geschenke bekam, ließ ihn durch seine Leute auf sein Landgut bringen.

Unterwegs übernachtete der Papagey in einem Dorfwirthshause. Er hörte das Fluchen der Postknechte; das Schimpfen der Dienstbothen; die Zotten der Gastbursche; und als er im Hause des Junkers ankam, fluchte er wie die Postknechte, schimpfte wie die Dienstbothen, sprach Zotten wie die liederlichsten Bursche.

Ist dieß der fromme Papagey? sagte der Junker, er ist es nicht. —— So sagte er, und schickte ihn wieder in das Kloster zurücke.

Was ziehen wir für eine Lehre aus dieser Fabel? Keine andere, als was uns selbst die Vernunft lehret. Der Mund kann heilig seyn, ohne daß es das Herz ist.

XVI.

Die zween Wölfe.

Zween Wölfe waren lange die besten Freunde unter sich. Sie aßen, sie tranken, sie stahlen, sie raubten miteinander.

Endlich geriethen sie bey der Theilung eines Lämmerraubes in Uneinigkeit, und verfolgten einander bis in den Tod.

Die Habsucht hat oft die besten Freunde in Feinde verwandelt.

XVII.

Die zween Fischer.

Zween Fischer hatten ein halbes Netz voll Fische gefangen, und wollten es an das Gestade ziehen.

Geduld! sagte einer davon. Hier kommen noch zween große Fische, die gewiß allein so schwer sind, als alle andere, die wir bereits gefangen haben.

Ja! auch diese zween liefen noch in das Netz; das Netz wurde aber durch die Schwere zerrissen, und gab allen Gefangenen die Freyheit.

Die gar zu große Begierde schadet immer mehr, als sie uns nütze ist.

XVIII.

Der Fuchs und die Aente.

Der Fuchs überlauschte eine Aente, die im Grase unter einem Baume lag, und hätte sie beynahe erhaschet. Zum Glücke erreichte sie noch einen Teich, und schwamm davon.

Die Raubbegierde lockte auch den Fuchsen in den Teich hinein. Er schwamm eine Recke fort, endlich aber ersoff er.

Niemand wage sich über jene Gränzen, die ihm der Urheber der Natur gesetzt hat.

XIX.

Der junge und der ältere Hirsch.

Ein junger Hirsch hielt sich immer in jenem Walde auf, wo er gebohren und erzogen war, und sah ihn für das Paradies der Erde an.

Endlich führte ihn sein Nachbar, ein älterer Hirsch, in die Fremde.

Ha! sagte der jüngere Hirsch, welche schöne Triften! —— welche fette Weyden! —— welche angenehme Gegenden!

Die Tage meines Lebens hatte ich nicht geglaubt, daß die Welt außer meinem Vaterlande so schöne wäre!

Landesleute! versteht ihr mich? —— oder soll ich deutlicher reden?

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

XX.

Das Lamm und der Löw.

Das kleinmüthige Lamm beklagte sich beym Könige Löw, daß die Thiere gar so übel von ihm sprächen. Ich bin sanftmüthig, sagte es, und deßwegen giebt man mich für dumm aus. Ich thu jedermann Gutes, dennoch will man mir zumuthen, daß ich alles Uebel ———

Genug antwortete der Löw. Gieb dich zur Ruhe. Ich bin König, und dennoch kann ich nicht hindern, daß man nicht übel von mir im Thierreiche spreche.

Bayerische Staatsbibliothek München

XXI.

Die Schweinmutter und die Löwinn.

Du bringst bey jeder Geburt nur ein einziges Junges zur Welt, sagte die fruchtbare Schweinmutter spottweise zur Mutter Löwinn.

Ja, nur ein einziges, antwortete die Löwinn, aber einen Löwen. *

Ihr Herren deutschen Dichter, sorget für die Vielheit eurer Geburten nicht. Gebähret die Tage eures Lebens nur ein Bändchen, aber ein Bändchen wie Haller.

* Æsop. fab. 219. Tanaquil Faber fab. ij. Desbillon lib. 4. fab. 1.

XXII.

Die Nachtigall, und der Vogler.

Eine gefangene Nachtigall bath den Vogler; „nur auf eine Minute entlaß mich, lieber „Vogler! Sieh! hier — hier auf diesem „unersteiglichen Felsen — hier liegt meine „Brut, die ich eben gebohren. — Sie „verhungert, wenn ich sie nicht nähre. Ganz „soll sie deine seyn, wenn ich nur ihr Leben „rette.„

Der Vogler bewogen durch die Bitte, gereizt durch die Hoffnung öffnete den Käfig.

Philomele flog heraus, lachte dem Vogler ins Gesichte, und ließ ihm die Lehre zurück.

Wer List braucht, soll keine Redlichkeit hoffen.

Ende des vierten Buchs.

Prosaische Fabeln.

V. Buch.

I.

Aesop und die drey Thiere.

Der Wolf, der Fuchs, und der Esel kamen zum Aesop, und fragten ihn, „Warum sind just wir drey der ewige Gegenstand deiner Fabeln? Warum schreibst du doch immer am öftesten von uns?

Aesop antwortete: Ich rede nicht von euch. Ich bessere die Sitten der Menschen, und suche jene Laster zu tilgen, die unter ihnen am meisten im Schwange gehen. Darum wähle ich auch Thiere, die den Menschen in ihren Handlungen am ähnlichsten sind.

II.

Der Aff und seine Junge.

Ein Affe liebte seine Junge so, wie es alle Affenmütter pflegen. Er küßte sie, er drückte sie. Endlich küßte er eines davon so sehr, daß es ihm todt an der Brust liegen blieb.

Wie viele ähnliche Beyspiele und böse Folgen haben wir nicht auch unter uns Menschen erlebt, wenn die Mütter Affen sind.

III.

Der Tiger und der Fuchs.

(1.)

Der Tiger, welcher sich schon lange gerne auf den Thron des Thierreiches erhaben gesehen hätte, fiel in der Königswahle durch.

Mißvergnügt gieng er von der Wahl zurücke, und im nach Hause gehen sagte er zu den Fuchsen: Warum habet ihr dann mich nicht zum Könige gewählet? Ich dächte, ich wäre doch eben so würdig gewesen, als der Löw.

Du magst es von dir gedacht haben, antwortete der Fuchs; allein wir haben es nicht gedacht.

IV.

(2.)

Der unzufriedene Tiger gieng mit dem Fuchsen etliche Feldwege fort, und dachte noch immer auf die unglückliche Wahl zurücke. Endlich sagte er wiederum voll des Verdrusses zu ihm: „Und warum soll ich nicht eben „so würdig gewesen seyn, König zu werden? „Bin ich nicht eben so schöne als der zottigte „Löw? —— nicht eben so ansehnlich, als er?

Der Fuchs sagte hierauf nicht anders, als: „Wenn die Menschen das Recht zu wählen gehabt hätten, möchtest du wohl vielleicht König geworden seyn; allein wir Thiere wählen nicht nach dem äußerlichen Ansehen.“

V.

(3.)

Der Tiger wurde noch immer mißvergnügter. Stolz auf seine Eigenschaften setzte er nochmal an den Fuchsen, und sagte:

Aber bin ich dann nicht auch eben so stark als der Löw?

So stark? erwiederte der Fuchs, mag seyn: —— Gewiß aber nicht so großmuthig. Ein König im Thierreiche muß nicht nur zerreissen, sondern auch verschonen können.

VI.

VI.

(4.)

Und nun käme mich wohl die Lust an, dich auf der Stelle zu zerreißen. So schäumte der Tiger voll Zornes, und machte Mine, als wenn —— ——

Der Fuchs erschrack auf die Drohung nicht; denn er verließ sich auf seine Füsse. Er sagte vielmehr dem Tiger unerschrocken ins Gesicht: Sieh nun, daß du des Thrones unwürdig bist; weil du die Wahrheit nicht leiden kannst.

VII.

Der Wolf und der Jäger. *

Wolf Isegrim gerieth in eine Fallgrube, da er eben ein Lamm zu Tode biß.

Als ihn nun auch der Jäger tödten wollte, sagte er zu ihm: Was habe ich dann dir Leides gethan, daß du mich tödten willst?

Was hat dann dir das Lamm Leides gethan, widersetzte der Jäger, und erschlug ihn.

* la Fontaine lib. 4. fab. 5. Desbillon. lib. 2. fab. 28.

VIII.

Der Jäger und der Hund.

(1.)

Niemal kann man vorsichtig genug zu Werke gehen. Wenn man aber gar blindlings in eine Sache fährt, so kann nichts anders als Irrthum und Reue folgen.

Ein Jäger sah seinen eignen Hund im Laufe für einen Fuchsen an, und versetzte ihm einen tödtlichen Schuß.

Als er seinen Irrthum sah, reuete es ihn sehr, und er verwünschte die Kugel, die so gerade hin getroffen hat.

Weder dein Irrthum, noch deine Reue erhält mich beym Leben mehr, sagte der sterbende Hund. Oder werde ich nun minder todt seyn, als wann du mich geflissentlich erschossen hättest?

IX.

(2.)

Der Jäger ließ den Hund in seinem Blute liegen, und gieng davon.

Dieß schmerzte den Hund noch weit mehr, als selbst der Tod. Nachdem ich meinem Herrn so lange und so getreu gedient habe, muß ich nun diesen Undank sehen? sagte er.

Gut! daß ich ihn nicht lange mehr sehe! —— so seufzete er, und starb.

Lieber Leser! hast du nicht auch viele Menschen in ihrem hohen Alter also seufzen gehöret, und auf diese Art sterben gesehen?

X.

Der Mensch und die Erscheinung.

Eine Göttinn mit einer bartigten Stirne, nackten Leib, und kahlem Kopfe, so wie sie Phädrus malet, erschien einem Menschen, der sich immer groß, immer recht, immer ansehnlich zu werden wünschte, und blieb eine Weile vor ihm stehen.

Wer bist du, ehrwürdige Göttinn? fragte der Vorwitzige.

So lange ich da bin, erfährst du es nicht, war die Antwort; wenn du aber klug wärest, so solltest du aus deinen Umständen wissen, wer ich bin.

Der unerfahrne Mensch dachte immer noch weiter nach. Indessen eilte die Göttinn mit schnellen Schritten von ihm weg, und im Weggehen sagte sie: Ich bin die Gelegenheit. Warum hast du mich nicht ergriffen, von nun an werde ich nicht mehr so nahe zu dir kommen.

XI.

Der Zephyr und der Wanderer.

Lieblich bewegten sich die Baumblätter, da ein gelinder Zephyr bließ, und ergötzten einen Wanderer, der im heissesten Sommertage unter einem Baume lag.

Beweget euch doch immerfort, rief der Wanderer! —— Wie angenehm ist mir euer sanftes Säuseln! —— Wie ungemein erquicket mich eure Bewegung! ————

Der Zephyr hörte es, und ließ zu blasen nach, und der Wanderer fand sich seiner Erquickung beraubt.

Oft bleiben uns Gutthaten aus, wenn wir sie denjenigen nicht zuschreiben, wo sie herkommen.

XII.

Die zween Esel und der Löw.

(I.)

Zween Esel zankten sich über einen Gegenstand, worüber sich nur die Philosophen im Thierreiche mit Ehren zanken könnten.

König Löw sollte nun entscheiden, wer aus beyden vernünftiger von der Sache gesprochen hätte.

Aus euch beyden? — sagte Richter Löw, und lächelte. — Wer wird eure Sache entscheiden? — Wisset ihr dann nicht, daß ihr beyde Esel seyd?

XIII.

Die zween Esel und der Fuchs.

(2.)

Die zween Esel giengen mißvergnügt aus dem Richthause fort, und murreten, und erzählten den Bescheid des Löwens Reinecke Fuchsen, der ihnen eben auf dem Wege entgegen kam. Der Bescheid ist einmal zu unbillig, sagten sie, — einmal zu verächtlich für unser ganzes Geschlecht. Was ist zu thun? — Wir wollen unsere Brüder zusammrufen. — Wir wollen Rathe halten. —

Ja! — fiel ihnen der alte Reinecke in die Rede. — Ja, — und wenn von eurem Geschlechte auch hundert zusammkommen, was werdet ihr errathen?

XIV.

Der Gärtner und die Stadtmauer.

Wie schöne läge nicht ein Blumenbeet hier, wo du stehst, sagte der Gärtner zu der Stadtmauer. —— Wie angenehm stünde nicht ein Garten da! —— Wie reizend wäre die Aussicht von den Palästen in die Felder, die du hinderst! ——

Ganz recht! antwortete die Stadtmauer. Wie aber? —— Wenn jemal ein Feind vor die Stadt rückte, und hier den geraden Weg hereindrünge, wo ich ihn doch gehindert hätte.

Nicht alle Projecte sind gut, die nicht für alle Umstände gut sind.

XV.

Der Wolf und die Lämmer.

Ich bin der ehrlichste Wolf von der Welt, sagte Isegrim, und predigte also bey einem Schaafstalle zum Fenster hinein. Niemal hab ich ein Lamm geraubt. Niemal einer Heerde nachgestellt. Habe ich je ein Project gemacht, so zielte es bloß auf eure Wohlfart. Meine Verläumder sagen mir zwar viel nach, allein ———

Spare deine Worte, mein lieber Isegrim, rief ihm das älteste Lamm entgegen. Dieß war immer die Sprache derer, die uns am meisten geschadet haben. Die Worte sind zuckersüß, aber —— nein! keins von uns geht aus dem Stalle ——

XVI.

Der Aff und der Pfau.

Dein Söhnchen ist nicht schön, sagte der Pfau zu dem Affen, alle Thiere sagen es. Selbst vom Esel habe ich es gehört.

Und wenn es auch allen nicht gefällt, antwortete der Aff, so gefällt es doch mir.

Meine Herren Auctoren! wie viele Affen giebt es nicht unter euch!

XVII.

Der Fuchs und der Esel.

Reinecke Fuchs nahm einen jungen Esel an Kindes statt an, und dachte aus ihm einen Staatisten im Reiche der Thiere zu machen.

Fünfzig Jahre blieb der Esel Reineckens Sohn, und es wurde doch kein schlauer Fuchs daraus, sondern er blieb immer der Esel, der er vor fünfzig Jahren war.

Nicht aus jedem Holze läßt sich ein Merkur schnitzen.

XVIII.

Die Geschichte des Wolfes Isegrim.

(1.)

Isegrim, ein Wolf, der einem Hunde sehr ähnlich war, schlich sich an das Ecke eines Schafstalls, und lauerte auf Beute. Der Hirt sah ihn wirklich für seinen Hund an. Du sollst aber nicht hier liegen, sagte er zu dem vermeinten Hunde, sondern vor der Thüre, wo ich dich hingestellt habe.

Hierauf gab er ihm einen Streich mit dem Hirtenstabe; der Wolf schrie, und verrieth durch sein Heulen, daß er ein Wolf war.

XIX.

(2.)

Hier hat es nicht gerathen, dachte mein Isegrim, und begab sich zu einem Hirten, der auf einem weiten Felde seine Lämmer weidete. Sieh! ich bin ein Wolf, sagte er zu demselben. Ich weiß alle Künste, wie dir meine Brüder die Schafe rauben. Ich will dir aber einen Vorschlag machen, wodurch du deine Schafe von allen unsern Nachstellungen sicher stellen kannst.

Du? —— einen Vorschlag? —— antwortete der Hirt. Packe dich! Ich weiß zum voraus, daß du den Vorschlag nicht für mich, sondern für dich machen würdest.

XX.

(3.)

Der Wolf war hier nicht nur abgewiesen, sondern er trug auch derbe Schläge davon. Er wollte sich zwar mit der Flucht retten; allein die Hirtenknaben verfolgten ihn. Er lief —— und sprang —— und fiel —— wohin? ——— in eine Fallgrube.

XXI.

(4.)

Nun rief er aus seiner Grube um Hilfe. Niemand nahm sich seiner an. Die Thiere spotteten nur seiner, und sagten: „Sehet! — „hier liegt er, der stolze Isegrim! — Ehe„mals trat er uns allen auf die Köpfe, und „schwang sich durch unser Unglücke. — Las„set ihn liegen. — Er gieng in Hundsklei„dern herum, und machte allenthalben Vor„schläge, — nicht für uns, sondern für „sich. — Unser gemeines Beste mußte ihm „zur Decke dienen, worunter er seine eigen„nützigen Absichten verbarg. Lasset ihn liegen!

Ohngefähr gieng König Löwe vorbey, zu welchem er eben öfter in Hundskleidern kam, und Vorschläge zum Besten des Thierreiches machte. Auch diesen bath er um Hilfe. König Löwe gieng aber vorbey, und sagte mit einer majestätischen Mine: Ich habe dich „nicht gekannt, daß du ein Wolf bist. Du „bist meiner Hilfe unwürdig.

Vor-

Vorschläge, welche die Wohlfahrt des Staates zum Grunde haben; diese sind nöthig. —— Diese sind nützlich. —— Allein! eigennützige Staatsklügler! möchte euch doch Isegrims unglückliches Ende klüger machen!

Ende des fünften Buches.

Prosaische Fabeln.

VI. Buch.

I.

Der Löw, der Aff, und das Schwein.

König Löw rief die untergebnen Thiere vor seinen Thron, und sagte: Machet mir Vorschläge zum Nutzen und Wohlstande des Thierreiches.

Gleich kam der Aff mit einem Vorschlage aufgezogen. König! befiehl, daß jedes Thier hinführ mit seiner Pfotte esse. Es läßt gut. Ich habe es bey dem Menschen gesehen.

Der Vorschlag fand Beyfall. Viele Thiere bequemen sich. Das Schwein allein widersprach, und sagte: Ihr Herren Affen! —— Ihr wollet alles bey uns einführen, was ihr anderswo sehet. —— Denket doch! —— wenn ihr Vorschläge machet, und Dinge einführen wollet, die alle Thiere thun sollen, so überleget zuvor, ob es alle Thiere thun können. Der Natur des ganzen Schweingeschlechtes ist euer Vorschlag nicht angemessen.

II.

Der Löwe, Momus, und der Esel.

Der Löw schrieb eine Thierphilosophie, und gab sie in den Druck.

Momus las sie, und tadelte sie. Der Esel las sie auch, und tadelte sie auch.

Der Löwe erfuhr es, und sagte: Wenn meine Schriften unter den Menschen Niemand tadelt, als Momus, und unter den Thieren Niemand, als der Esel, so bin ich der zufriedenste Auctor von der Welt.

III.

Das glänzende Johanniskäferchen.

Ein Johanniskäferchen glänzte bey dunkler Nacht an der Strasse so helle, daß einige Wanderer stehen blieben, und selbes bewunderten.

Nach Aufgang der Sonne glänzte das Käferchen noch immer, und doch blieb kein Wanderer mehr bewundernd stehen.

Schriftsteller dunkler Zeiten, habet ihr ein ähnlicheres Bild von euch als dieses Käferchen?

IV.

Die Nachtigall und der Sperling.

Eine gefangene Nachtigall sang unermüdet in ihrem Käfige fort. Und sie sang fast eben so schön, als sie ehemals im Walde gesungen hatte.

Ein Sperling flog öfters vorbey, und hörte den lieblichen Gesang. Wie ist es doch möglich, fragte er sie endlich, daß du in deinem Gefängniß bey so einem schweren Schicksale noch so munter, noch so schön singest?

Die Nachtigall antwortete: würde mir mein Schicksal erträglicher seyn, wenn ich nicht sänge?

V.

Die Wespen und die Bienen.

(1.)

Ein Schwarm Wespen saß in einem Meyerhofe, und nährte sich auf dem Aase eines Pferdes.

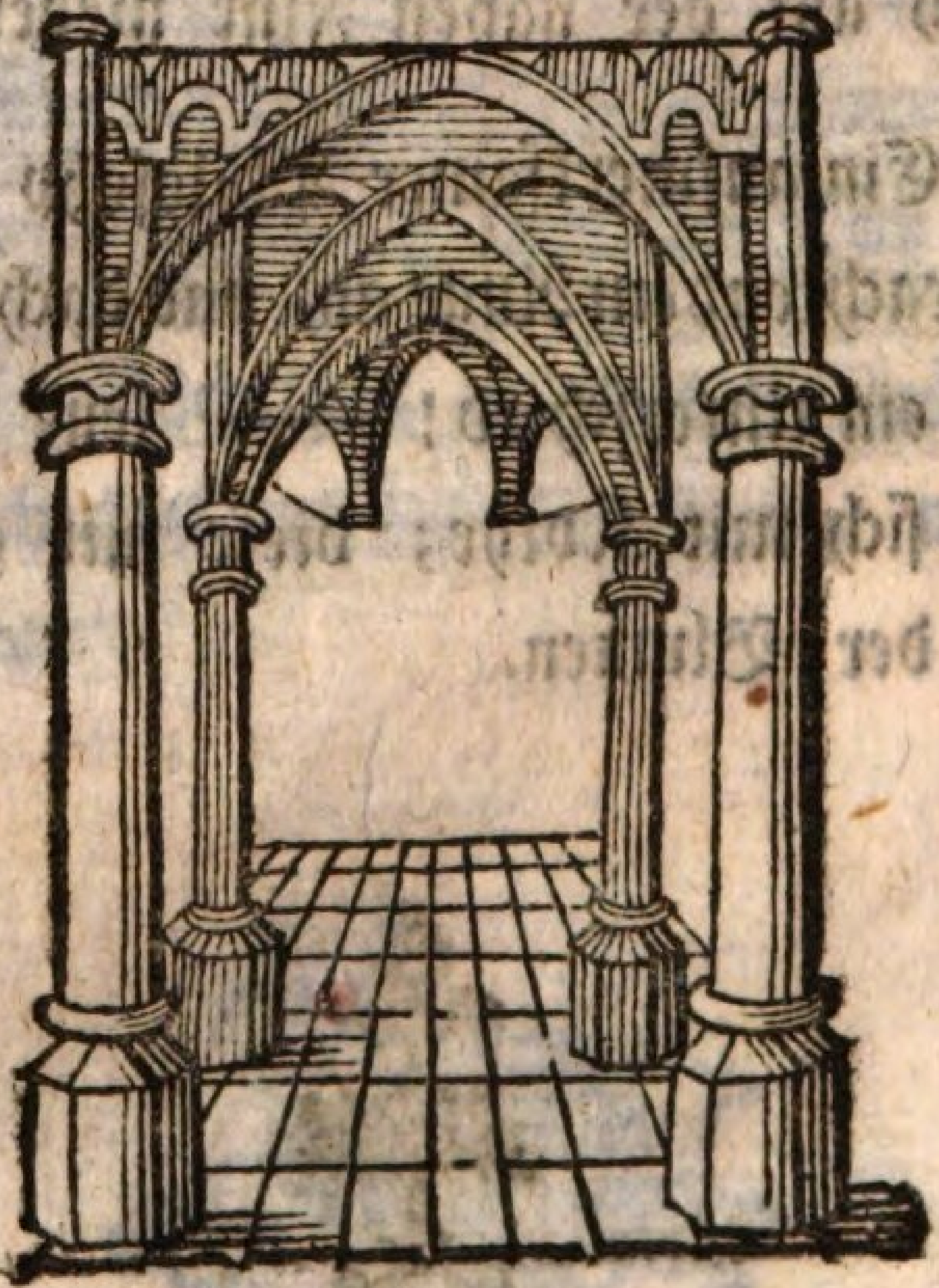
Ein Schwarm Bienen flog vorbey, und ließ sich auf der nahen Flur nieder.

Ein aufmerksamer Philosohp sah beyde mit betrachtendem Auge an, und dachte sich: — Welch ein Unterschied! —— jene Thierchen nähren sich mit Kothe; diese mit gewähltem Safte der Blumen.

VI.

(2.)

Ein vorübergehender Staatist sah eben dieß, und dachte sich: —— Welch ein Unterschied: —— Jene Thierchen zehren nur, und schaden! —— Diese zehren zwar auch; sie nähren aber auch und nützen.



VII.

(3.)

Bald darauf kommt der Hausvater, und warf das Aas samt dem Wespenschwarme aus dem Meyerhofe; die Bienen lockte er aber in die Körbe zurücke, die sie schon lange in seinem Hause inne hatten.

Der Hausvater hat klug gehandelt, sagte der Philosoph.

Dieß habe ich vorgesehen, sagte der Staatist.

VIII.

Die Gegend der Versemacher auf dem Parnaß.

Nicht alle Gegenden von dem Parnaß sind von gleicher Fruchtbarkeit. Nicht auf allen Seiten wachsen Tulpen und Violen, auch Disteln zeigen sich an der nordischen Gegend, wo nur etliche Tropfen von der Aganippe über die steilen Felsen herabthauen, und sich in dem sandichten Boden bald wiederum verlieren.

Selten bekommen die Einwohner dieser Gegend etwas von der reinen Quelle. Immer sitzen sie in ihren höckrichten Höhlen, machen Verse und reimen.

Endlich kam Alciphron ein Poet, der nur Gedanken, nur Sachen; nicht bloß Reime und Verse sang.

Wie abgeschmackt ist dieses Lied nicht! sagten sie. Wie ; ; ; klingt es? ———

Alciphron hielt es für seine Pflicht, ihnen das Vorurtheil zu benehmen; Ich singe für das Herz, sagte er, nicht für die Ohren.

Ach nein! widersetzten sie. Wie unangenehm fällt diese Strophe! — Es tönen keine Reime mehr — Weg — weg! Wir können es nicht hören.

Kurz! Alciphron fand keinen Beyfall, bis er in die obere Gegenden des Parnasses kam, — in die Gegenden der Dichter.

Klopstock kam in gewisse Gegenden Deutschlandes, deren Einwohnern er nicht gefiel.

IX.

Der Hirtenknab und die Nachtigall.

Ein Hirtenknab hörte lange dem lieblichen Gesange einer Nachtigall zu. Du magst singen, so lange du willst, sagte er endlich zu Philomele, mir gefällt doch der Uhu besser.

So ohngefähr urtheilte ohnlängst einer meiner Nachbarn, dem Sautel besser gefiel als Ovid; und Stoppe beßer als Leßing.

X.

Hylax und Isegrim zween Wölfe.

Ich bin lange nicht so diebisch, wie du, sagte Hylax zu dem Isegrim. Ich raube nur bisweilen. — und etwas weniges — Du aber —

Rücke mir nichts vor, antwortete Isegrim, wir sind doch beyde Wölfe.

XI.

Der Wolf und der Löw.

Ich führe doch einen Hundsnamen, sagte Wolf Hylax zu dem Löwen.

Was nützt dir der Namen, antwortete der Löw, wenn du doch in der That nichts anders als ein Wolf bist.

XII.

Das Buch und der Esel.

Der Esel fand ein Buch, und weil er es nicht zu gebrauchen wußte, so zerriß er es.

Je dummer ein Kritiker ist, desto kecker ist er. *

* Audaciorem ſtupiditas Criticum facit.

Derbillon.

XIII.

Der Wolf im Processe.

Wolf Hylax, jener berüchtigte Lämmerdieb, wurde doch endlich vor Gerichte gezogen. — Tausend Klagen kamen wider ihn vor. — Und was sagst du hierzu, fragte ihn Richter Löw.

„Es sind Lügen, lauter Lügen, antwortete Hylax. —

„So hast du also die Tage deines Lebens niemal ein Lamm geraubt? —

„Ich? — ein Lamm? — der ich der beste Freund der Lämmer bin? —

„So bist du also gänzlich unschuldig?

„Ich weiß nicht einmal, was rauben heißt.

„Die unbilligen Kläger! —

„Ja, die unbilligen Kläger!

„Zween Hunde haben dich aber gesehen, da du eben ein Lamm zerrissest. —

„Zween Hunde? — die Unverschämten! — die Lügner! —

„Sie haben es aber gesehen! —

„Ich werde es doch besser wissen, was ich gethan, als was sie gesehen haben.

„Sie würden es doch nicht sagen? —

„Sie! meine Feinde! — was werden sie mir Gutes nachsagen?

„So weißst du dich also gar nicht in diesem Stücke schuldig? —

„Bey meiner Ehre nicht, gerechter Richter! laß mir Gerechtigkeit widerfahren.

Er läugnete, betheurte, schwur, und ——— wurde entlassen.

XIV.

Phidias und die Statue.

Phidias schnitzte eine Statue aus Helfenbein. Welch ein Meisterstück! rief Jedermann. Ist es nicht ewig Schade, daß diese Statue nicht lebt?

Sie machet doch eine Figur, widersetzte Phidias, und nützt der Welt gerade so viel, als manche lebendige Statue.

XV.

Die zween Hunde.

Bruder! sagte Hylax zu Mopsen, ich diene meinem Herrn recht getreu. Ich liebe ihn so sehr, daß ich nicht mehr thun könnte, als ich wirklich thu. Dennoch schlägt er mich immer, dennoch zankt er mich immer aus.

Wundere dich nicht, mein lieber Hylax, antwortete Mops. Es sind manche Menschen schon so geartet, daß sie gute Dienste mit Undank belohnen.

XVI.

Der Papagey und die jungen Philosophen.

Unweit einem Saale, wo man eben eine philosophische Disputation hielt, hieng ein Papagey, der immer lachte, so lange die Disputanten sich heißer abschrien.

Zween junge Philosophen fragten ihn endlich, warum lachest du doch immer? — Was gefällt dir so? — Was verstehst du dann von allem dem, was du bey diesem Streite gehöret hast? —

Soviel verstehe ich davon, antwortete der Papagey, als ihr von jenen Distinctionen, die ihr heute immer einander vorgeschrien habet.

XVII.

Der Hund und die Schafe.

Wir sind doch dem Menschen sehr angenehm, sagten die Schafe untereinander. Unsere Sanftmuth gefällt ihm. Er führt uns auf die Weyde. Er füttert uns im Stalle. Er schützt uns wider die Wölfe. Sogar euch Hunde stellet er uns zu unserer Sicherheit.

Ihr irret euch, meine Schafe, sagte auf dieß ihr Wächter Hylax. Er sorget für euch nicht wegen euch, sondern weil ihm euer Fleisch zur Speise, und eure Wolle zur Kleidung dienet.

XVIII.

Die Staaren.

Die Staaren verbanden sich zum Heile ihres Geschlechtes niemal hinführ mehr einzeln, sondern immer haufenweise zu fliegen.

Was nützte ihnen diese Verbindniß?

Ehemal kamen sie einzeln um, und nun erschlug man sie haufenweise.

Viele Bündnisse unter den Menschen ziehen ein gleiches Ende nach sich.

XIX.

Der Bauer und die Hirschkuhe.

Ein Bauer paßte lange mit einer Flinte auf eine Hirschkuhe, die ihm den meisten Schaden auf seinem Acker machte.

Die Hirschkuhe kam. Sie wurde aber des Schützens gewahr, und entlief in den nächsten Wald. Kaum als sie den Schützen aus den Augen verlohr, setzte sie sich ganz sorglos unter einem Baume nieder, und dachte sich: Der Schütz sieht mich nicht mehr, weil ich ihn nicht mehr sehe.

So dachte sie, und wurde von dem nachschleichenden Bauer erschossen.

Die Strafe folget dem Missethäter auf dem Fuße nach, und da er es am mindesten vermuthet, ergreift sie ihn.

XX.

Der Spottvogel und die Nachteule.

Der Spottvogel fragte die Nachteule: Warum bleibst du doch immer in deiner einsamen Baumhöhle sitzen? —— Warum kömmst nicht auch in unsere Zusammenkünfte? —— Weil du nämlich ein so häßlicher Vogel bist? —— nicht wahr?

Nicht darum, antwortete die Nachteule, sondern weil ich ein Sinnbild der Gelehrtheit bin.

XXI.

Der Bauer und der Philosoph.

Ein Bauer und ein Philosoph kamen von den Hochgewittern zu Rede.

Der brummende Donner macht mir die Ungewitter so schrecklich, sagte der Bauer. Den Blitz fürchte ich nicht.

Und ich fürchte den Blitz, sagte der Philosoph, und lachte.

Jeder Mensch urtheilet nach seinen Einsichten.

XXII.

Das Schwein und die Ente.

Ist es dann wahr, sagte das Schwein zu der Ente, ist es wahr, daß alle Enten so läppisch schnattern, und so gerne vom Kothe sich nähren, wie du?

Ist es dann wahr, erwiederte die Ente, daß alle Schweine so abscheulich grunzen, und so gerne im Kothe sich wälzen, wie du?

Natürliche Mängel hat kein Geschlecht dem andern vorzurücken.

XXIII.

Der Pfau und die Henne.

Der prahlerische Pfau gieng stolz im Gartenhofe auf und ab, und sah die herumliegenden Hennen über die querre an. Meine Federn sind doch recht schöne, — ja recht schöne sind sie, dachte er sich, und er dachte es so laut, daß es auch die Hennen merkten.

Eine alte Henne sagte darauf zum Pfaue: wahr ists, deine Federn sind schöne; noch schöner aber würden sie uns vorkommen, wenn du deinen Stolz darüber nicht so sehr merken ließest.

Ihr Herren Auctoren! noch so schön sind eure Schriften, wenn man keinen Pfauenstolz an euch wahrnimmt.

Von der
äsopischen Fabel
an
seine Landsleute.

vice cotis, acutum
Reddere quæ ferrum valet, exſors ipſa
ſecandi.

I. §.

So sehr als sich die Fabel von sich selbst empfiehlt, und so gerne als sie auch Leute lesen, die sonst an andern Gattungen der Gedichte keinen Geschmack finden, so irrige Begriffe hat man noch zur Zeit in unsren Gegenden davon. Viele kennen sie nach ihrem innern Wesen gar noch nicht, und einige, die sie kennen wollen, halten dafür, es sey nichts leichter, als Fabeln in Prosa zu schreiben. Beyden zu Liebe schreibe ich diese kurze Abhandlung nieder. Ich werde darinn nicht zu gelehrt, nicht zu tiefsinnig seyn. Ich schreibe für meine Landesleute, und hauptsächlich für Anfänger. Ich habe ihnen ein Bändchen Fabeln geliefert, und nun will ich ihnen auch die Gründe sagen, wodurch sie dieselben prüfen und beurtheilen

können. Vielleicht thun sich wiederum etliche junge Leute hervor, und schreiben mir Fabeln nach, so wie gleich etliche Bändchen freundschaftlicher Briefe erschienen sind, nachdem ich einen Versuch in freundschaftlichen Briefen gewagt hatte. Diesen sind die ächten Begriffe von der Fabel sehr nöthig, da eben die Bücher, die von dieser Materie handeln, etwas seltner in unserm Vaterlande sind, als die Theologen und Philosophen, womit man ein halbes Jahrhundert her die Buchläden überschwemmet hat.

2. §. Jede Erdichtung, womit der Poet eine gewisse Absicht verbindet, heißt seine Fabel, saget Lessing. Gut! — was ist also die äsopische Fabel?

de la Motte heißt sie eine unter die Allegorie einer Handlung versteckte Lehre.

Bey dem Batteux ist sie kurz weg eine Erzehlung einer allegorischen Handlung.

Richer machet sie zu einem kleinen Gedichte, das irgend eine unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthält.

Breitinger will, sie sey ein lehrreiches Wunderbare, oder eine unter der wohlgerathenen Allegorie einer ähnlichen Handlung verkleidete Lehre und Unterweisung.

Lessing saget: Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel.

Man

Man sieht dieser Erklärung die Mühe an, die sie dem Auctor gekostet hat. Jedes Wort steht mit seiner Bedeutung an der eigenen Stelle. Denn in der Fabel, saget Lessing, wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die Allegorie einer Handlung, sondern auf einen einzelnen Fall, nicht verstecket oder verkleidet, sondern zurücke geführt, daß ich nicht bloß eine Aehnlichkeit mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darinn erkenne. Schön! aber um diese Erklärung ferner zu erklären, und sie vollkommen in das Licht zu setzen, würde man beynahe eben so viel sagen müssen, als Lessing davon gesagt hat. Man kann ihn selbst darüber nachlesen.

Ohne mich über alle diese Erklärungen in ein philosophisches Gezänk einzulassen, welches hier zu meinem Ziele eben so viel nicht beyträgt, so ist nach meinem Begriffe die äsopische Fabel eine kurze, erdichtete, meistentheils thierische Handlung, worunter ein gewisser Satz aus der Sittenlehre verborgen liegt. Es kömmt diese Erklärung mit dem obigen zum Theile überein, zum Theile nicht. Ich will aber auch nicht, daß man alle Worte so materiel und wörtlich nehmen soll, wie Lessing in seiner Erklärung will. Die Hauptsache bleibt doch einerley.

3. §. Die Allegorie kann, wie mich dünkt, unmöglich der Grund von den äsopischen Fabeln seyn, und in diesem Stücke bin ich mit Lessingen einer Meinung. Es ist die Allegorie in dieser Absicht ein sehr schädliches Wort, dem wir vielleicht eine

Menge schlechter Fabeln zu danken haben. Lessing beweiset dieß sehr schön und gründlich durch die Fabel von dem Manne und dem Satyr. „Der Mann „bläset in seine kalte Hand um seine Hand zu wär„men; und bläset in seinen heissen Brey, um sei„nen Brey zu kühlen. Was? saget der Satyr; du „bläsest aus einem Munde warm und kalt? Geh, „mit dir mag ich nichts zu thun haben. — Diese Fabel soll lehren, die Freundschaft aller Zweyzüngler, aller Doppelleute, aller Falschen zu fliehen. Lehret sie es aber? —— Nein! — Warum nicht? —— Richer will, es fehle an der Richtigkeit der Allegorie. Die Moral sey weiter nichts als eine Anspieluug, und gründe sich bloß auf eine Zweydeutigkeit. Recht! — Lessing decket aber den Fehler noch mehr auf, und saget, er liege nicht so wohl darinn, daß die Allegorie nicht richtig genug ist, sondern daß es weiter nichts als eine Allgorie ist. Die Handlung des Mannes ist unter dem Lehrsatze nicht wirklich begriffen, sondern sie ist ihm bloß ähnlich. Der Mann sollte sich wirklich widersprechen, der Widerspruch ist aber nur anscheinend. Die Lehre warnet uns vor Leuten, die von eben derselben Sache ja und nein sagen, und die Fabel zeiget uns einen Mann, der seinen Athem gegen verschiedene Dinge verschieden braucht, der auf ganz etwas anders itzt seinen Athem warm haucht, und auf ganz etwas anders ihn itzt kalt bläset. Eben so wenig drucket das allegorische Bild Richers den Grund der Fabel aus. Ich kann zwar, saget Lessing, eine moralische Wahrheit in einem Bilde erkennen, aber es ist darum noch keine Fabel. Der mitten im

Wasser durstende Tantalus ist ein Bild, und ein Bild, das mir die Möglichkeit zeiget, man könne auch bey dem grösten Ueberflusse darben. Aber ist dieses Bild deßwegen eine Fabel? — Gewiß nicht.

4. §. Den Urstoff der Fabel, oder die Gelegenheit und den Grund derselben hole ich vielmehr vom Gleichnisse her, und ich freue mich, daß ich unverhoft in der Bibliotheck der schönen Wissenschaften meine Meinung unterstützet finde. Das Gleichniß war jederzeit, wie mich dünkt, der Grund, auf welchen die Fabel gebauet wurde. Die Vergleichung dessen, was wirklich handelt, mit dem, worauf sich die aus der Handlung gezogene Lehre bezieht, wird jedesmal eher angestellt, als man die Fabel erzählt. Wir wollen ein Muster sehen. Wir wollen den Lehrsatz wählen, daß viele junge Herren in die Fremde reisen, und von ihrer Reise keinen andern Nutzen ziehen, als daß sie sich allenthalben das Essen und Trinken wohl schmecken lassen, und wenn sie nach Hause kommen, auch nichts anders zu erzählen wissen. Wir wollen also ein Gleichniß wählen. Wir wollen sagen: Gleichwie die weitgereisten Storchen auf der Reise nichts anders thun, als essen und trinken, so giebt es auch viele junge Herrchen, die eben auf diese Art reisen. Was ist nun dieß? —— ein Gleichniß. Der Stoff zur Fabel, aber noch keine Fabel. Diesem Gleichnisse geht mehr nicht ab, als die Handlung, wodurch sie zur Fabel wird. Lessing läßt einen Fuchsen und einen Storchen zusammen kommen. Der Fuchs fraget, der Storch antwortet. Zuletzt kömmt die Anwendung dieser Handlung, und so fällt die schönste Fabel heraus.

Der Fuchs und der Storch.

„Erzähle mir doch etwas von den fremden Län-„dern, die du alle gesehen hast, sagte der Fuchs „zu dem weitgereisten Storche.

„Hierauf fieng der Storch an, ihm jede Lache, „und jede feuchte Wiese zu nennen, wo er die „schmackhaftesten Würmer, und die fettesten „Frösche geschmauset.

„Sie sind lange in Paris gewesen, mein Herr. „Wo speiset man da am Besten? Was für „Weine haben Sie da am meisten nach Ihrem „Geschmacke gefunden?

Ich weiß wirklich keinen Grund anzugeben, warum die Meisten, die von der Fabel geschrieben, so wenig, oder so kurz und dunkel vom Gleichnisse gehandelt haben, da es doch die einzige Quelle der Fabeln ist. Es giebt fast keine Fabel, die sich nicht in ein Gleichniß auflösen, und selten ein Gleichniß, das sich nicht zur Fabel machen läßt.

5. §. Wenn nun ein Gleichniß zur Handlung, und durch diese zu einer Fabel geworden ist, so fraget sich, woher es komme, daß man insgemein Thiere, oder wohl gar unbelebte Körper in Fabeln handeln lasse. Wir unterscheiden die Fabeln dieser Art noch dazu sehr sorgfältig von den andern, wo vernünftige Geschöpfe handeln. Jene nennen wir Fabeln, diese aber schlechtweg Erzählungen. Warum dieß? Beyde Arten fließen aus einer Quelle, dem Gleichnisse nämlich. Beyde handeln auf eben dieselbe Weise.

Dieser Zweifel ist zwar so wichtig nicht, und es mögen sich darüber die Fabeldichter vergleichen. So viel ist indessen gewiß. Der Gebrauch der Thier-

fabeln hat ungemein mehr Beyfall gefunden, als jener der Erzählungen, und die Anzahl der Fabeln übersteigt auch die Anzahl der Erzählungen sehr merklich. Warum lassen wir aber die Thiere so gerne handeln? Deßwegen, meinet **Lessing**, weil die Begriffe von den Charakteren der Thiere unter uns so gemein, und so einerley sind. Man darf nur sagen, der **Wolf** und das **Lamm**, so verbinden schon alle Leser mit dem **Wolfe** den Begriff der Raubbegierde, und mit dem Lamme den Begriff der Unschuld. Setzet man dafür **Nero** und **Britannicus**, wer anderer als ein Geschichtkundiger verbindet mit dem ersten den Begriff eines grausamen Tyrannen, und mit dem andern eines rechtschaffenen Mannes.

Lessing hat zum Theile Recht, durchaus kann ich ihm aber in diesem Stücke nicht Recht geben. Sehr viele Thiere, es ist wahr, erwecken in uns einen durchaus gleichen Begriff von ihrem Charaktere, aber von einem großen Theile derselben muß man auch das Gegentheil behaupten. Was verbinden wir z. B. mit einer Auster, mit einem Biber, mit einer Barbe u. d. gl. für einen entscheidenden Begriff? —— Und dennoch schliessen sich diese Thiere von der Fabel nicht aus. Weiter! — Mit dem Bären verbinden wir z. B. so gleich den Begriff eines starken, wilden, und räuberischen Thieres. Was würde aber dieser Begriff nützen, wenn wir den Bären in einer andern Absicht aufführen wollten. z. B. daß er fast den ganzen Winter in seiner Höhle ruhet, und ohne andere Speise meist davon lebt, daß er an seiner Pfotte saugt! —— Wir wollen einen Versuch machen. Was schadet es,

wenn auch die Fabel nicht die vollkommenste ist, genug, wenn sie meinen Satz beweiset. Die Sittenlehre soll seyn, der Weise ist sich selbst sein ganzes Glücke. Omnia mea mecum porto, sagte der kluge Bias. —— Hier ist die Fabel.

Der Wolf und der Bär.

Freudig über die erhaschte Beute kam der Wolf zur Winterhöhle des Bären. —— Fauler! rief er; wie kannst du doch so lange liegen? Treibt dich dann, seyst du auch noch so träge, der Hunger nicht aus deiner Höhle?

Mich — der Hunger? —— versetzte der einsame Bär. O da kann ich noch lange ruhen. Unterhalt genug finde ich in mir, in meiner Pfotte.

Hier fällt der Begriff von der Stärke und Raubsucht des Bären ganz unnütz weg. Wir erwarteten vielleicht etwas unserm Begriffe gemässes, und die Fabel erzählt uns das Gegentheil. Denn der Grund der Fabel beruhet hier nicht auf dem Charaktere, sondern auf einer physischen Bemerkung von diesem Thiere. So ist es mit vielen beschaffen, und ich will nicht einmal davon reden, daß wir minder bekannte Thiere genug haben, die in die Fabel taugen, ohne daß sie dem gemeinen Manne einen deutlichern Begriff verschaffen, als die Namen Nero und Britannicus.

Es mögen die bekannten Charaktere etwas, und vieles zu ihrem Gebrauche in Fabeln beygetragen haben, vermuthlich fanden sich aber auch die Weisen durch die Furcht vor den Grossen gezwungen, die Wahrheit nicht immer gerade zu vorzutragen. Dieß verleitete sie natürlicher Weise auf Gleichnisse.

Wo aber anders als von Dingen, die ausser uns sind, nehmen wir die Gleichnisse her? Das blosse Gleichniß wäre doch noch immer zu beleidigend gewesen. Es mußte also seine Bitterkeit verlieren. Nun sind Thiere doch ausser uns der menschlichen Natür durch dasjenige, was sie der Vernunft ähnliches haben, am nächsten gekommen, folglich taugen sie am besten die Menschen zu belehren. Diese ist die Meinung der Bibliotheck der schönen Wissenschaften, und wenn man diese Meinung mit jener Lessings, doch in seiner Mäßigung, wie ich angemerket habe, vergleichet, so kömmt ein so zuverläßiges Urtheil heraus, welches der Natur der Sache ganz angemessen ist, und die Frage wegen der Wahl der Thiere in den Fabeln sehr schön entscheidet.

6. §. Von dem Grunde der Fabeln kommen wir gerade zur Eintheilung derselben. Aphthonius, der älteste, der diese Materie berühret hat, machet eine dreyfache Eintheilung, nämlich in die vernünftige, sittliche, und vermischte Fabel. Die vernünftige nimmt bloß Menschen zu handelnden Personen; die sittliche führt unvernünftige Geschöpfe allein auf; und die vermischte: — diese läßt beyde zusammhandeln. Diese Eintheilung erkläret freylich bey weitem nicht, was sie erklären soll; ich sehe aber doch nicht, warum sie Lessing gänzlich verwirft. Die gemeine Eintheilung in Fabeln und Erzählungen saget eben nichts anders, nur daß unsere Fabeldichter die vermischte Gattung mehr zum Gebiete der Fabel als der Erzählung rechnen.

7. §. **Wolf** verbesserte die Eintheilung des **Aphthonius**, und sagte. „Wenn wir Begeben„heiten erdichten, so legen wir entweder den Subje„cten solche Handlungen und Leidenschaften, über„haupt solche Prädicate bey, als ihnen zukommen; „oder wir legen ihnen solche bey, die ihnen nicht zu„kommen. Im ersten Falle heißen sie vernünftige, „im andern sittliche Fabeln. Vermischte endlich „heissen sie, wenn sie etwas so wohl von der Eigen„schaft der sittlichen als vernünftigen Fabel haben.„

Diese Erläuterung über den **Aphthonius** ist treflich, und **Lessing** merket mit Rechte an, daß **Wolf** mehr Schönheit in diese Eintheilung hineingebracht hat, als er darinn fand, und daß er ihr so viel Richtigkeit gab, als sie nur fähig war zu bekommen.

8. §. **Lessing** ist mit beyden diesen Eintheilungen nicht zufrieden. Er theilet die Fabel in die einfache und vermischte ein. Einfach ist sie, wenn ich aus der erdichteten Begebenheit derselben bloß irgend eine allgemeine Wahrheit folgern lasse. Vermischt ist sie, wenn die Wahrheit, die aus der Handlung folget, und sichtbar da liegt, auf einen wirklich geschehenen, oder doch auf einen solchergestalten angenommenen Satz angewendet wird. Ein Beyspiel kann die Sache am Besten erläutern. Die Fabel des Phädrus vom kreisenden Berge ist bekannt. Diese ist nun eine einfache Fabel. Hagedorn setzet neben dem schwangern Berge auch einen schwangern Dichter hin. Beyde kreisen.

Allein, gebt acht, was kömmt heraus?
Hier ein Sonnet, dort eine Maus.

Dieß

Dies wäre nun nach **Lessingen** eine zusammgesetzte Fabel. Die Eintheilung ist schön. Ist sie aber durchgehends richtig? — eine andere Frage. —

Ich will nicht widerholen, was bereits die Verfasser der Bibliotheck dawider eingewendet haben. Es beruhet diese Eintheilung nicht auf einer wesentlichen Verschiedenheit der Fabel selbst, sondern bloß auf der verschiedenen Bearbeitung derselben. Es ist dabey noch zu merken. **Lessing** nennet jene Fabel einfach, woraus bloß eine allgemeine Wahrheit gefolgert wird. — Wird dann aus der zusammgesetzten Fabel nicht eben auch eine allgemeine Wahrheit gefolgert? — Der Berg kreiset, wirft ganze Felsentrümmer um sich, und zuletzt kömmt nichts als eine lächerliche Maus hervor. Suffen schwitzt, wachet Nächte durch, dichtet und lärmet, und nach langer Arbeit, bringet er, was? — ein kleines Sonnet. Die Lehre hiervon ist: man machet sehr oft am Anfange ein grosses Getöse, zuletzt kömmt eine Kleinigkeit heraus. Diese Wahrheit ist allgemein; sie folget aber aus der Fabel des kreisenden Berges allein sowohl, als aus dem kreisenden Berge, und dem kreisenden Dichter zugleich.

9. §. Ich will mich ferner mit dergleichen Abtheilungen, und Nebenabtheilungen nicht abgeben. Was sollten sie nützen? Ich glaube vielmehr, es würden immer neue Eintheilungen, sinnreiche Theorien und speculative Zweifel sich hervorthun, wenn wir uns den Krübeleyen der Kritiker überlassen wollten. Die Natur der Dinge wird hierdurch nur mehr verdunkelt, und zuletzt verliert sie sich gänzlich aus dem Gesichte.

Gesichte. Deswegen lasse ich auch ganz gerne die Eintheilung in vernünftigmythische, in vernünftighyperphysische, und in hyperphysichmythische Fabeln bey ihrem Werthe und Unwerthe seyn, und bin immer der Meinung, man könne ohne alle diese Eintheilungen gute, ja vortreflich gute Fabeln machen.

10. §. Die äsopische Fabel muß eine Handlung haben. Dieser Satz ist merkwürdiger. Was ist aber eine Handlung? —— Sie ist, saget Lessing, eine Folge von Veränderungen, die zusamm ein Ganzes ausmachen. Die Fabel ist in diesem Stücke, wie Batteux will, ein kleines Schauspiel. Die Veränderungen müssen also nicht nebeneinander bestehen, sondern aufeinander folgen; sonst ist die vermeinte Handlung vielmehr ein Bild, ein Emblema, und es ist ein ganz richtiges Urtheil, daß wenn sich eine Fabel ganz malen läßt, so ist sie keine Fabel mehr, sondern ein Bild, ein Emblema. Man muß sich aber auch von dem Worte Handlung keinen so materiellen Begriff machen, als wenn sich nirgends eine Handlung fände, wo man nicht eine Veränderung in Körpern sieht. Die Thiere müssen eben in Fabeln nicht, wie die Menschen auf dem Theater, sich bewegen, hin und her gehen, und etwas thun, so daß man die Handlung in einer Fabel vermissen wollte, wenn nicht der Esel neben dem Löwen spazieren geht, der Wolf zerreißt, der Fuchs springt, u. s. w. Wer so denkt, der denkt zu mechanisch. Nein! Jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, jede Antwort, die auf

eine

eine Frage folgt, hat die Art einer Thätigkeit in sich, ist eine Folge von Veränderungen, und folglich auch eine Handlung.

11. §. Hingegen muß aber diese Handlung eine einzige, eine bestimmte, eine natürliche Handlung seyn. Die Einheit des Ganzen beruhet auf der Uebereinstimmung aller Theile zu einem Endzwecke. Findet sich in einer Fabel mehr als ein einziger, und bestimmter Lehrsatz, so ist sie schon keine Folge von Veränderungen mehr, die aus einander fliessen, sondern eine Erzehlung von mehr Begebenheiten, die nebeneinander da liegen, und die nicht allemal zu einem Endzwecke gehören. Daß sie natürlich seyn soll, dieß will nichts anders bedeuten, als daß ein Fabeldichter eine handelnde Person, oder ein Thier nicht anders sagen und thun lassen soll, als was seiner Natur und seinem Charaktere gemäß ist, die einzige Sprache ausgenommen, die man dem eingeführten Gebrauche nach bey Thieren und leblosen Geschöpfen für wahrscheinlich gelten läßt.

12. §. Der moralische Lehrsatz ist endlich die Hauptabsicht der Fabel, und der Endzweck, wohin die Handlung hauptsächlich abzielen soll. Diese Moral stehet entweder am Anfange oder am Ende derselben. Bisweilen ist sie gar in die Fabel mit eingewebt, und die Thiere sagen schon, was der Fabeldichter sagen könnte und sollte. Sie soll deutlich, kurz, bestimmt und wichtig seyn. Dieß braucht keine Erläuterung mehr. Wer immer gute Fabeln gelesen hat, der hat auch Beyspiele genug gelesen, die ihn hiervon überzeugen. Die Deutlichkeit unter-

scheidet die Fabel von einem Räthsel, unter welchem auch manche Wahrheiten, wiewohl ganz verdeckt und verkleidet liegen. Die Kürze unterscheidet sie von einer Predigt oder moralischen Abhandlung. Die Bestimmung gehöret zur Einheit der Handlung, und erleichtert uns den Begriff der Lehre, die uns der Fabeldichter beybringen will. Die Wichtigkeit endlich ist immer eine beständige Eigenschaft aller lehrenden Gedichte, worunter auch die Fabel gehöret.

13. §. Die Schreibart? —— Ja, diese ist in Fabeln ganz was besonders. Die Einfalt oder Simplicität ist wohl die vornehmste Eigenschaft davon. Aesop hat seine Fabeln in der grösten Einfalt und Kürze geschrieben. Kein Umstand, keine Beschreibung hält ihn auf. Mit jedem Worte eilet er zum Ende, und er läßt doch kein Wort weg, was ihm zu seinem Ziele nutze ist. Dieß ist aber eben das Edle, und beynahe das Unnachahmliche, was man immer in seinen Fabeln fand, und was man nach seinem Beyspiele zur Regel in dieser Dichtungsart machte. Phädrus, sein Nachahmer, folgte ihm auf dem Fuße nach. Er wußte diese Simplicität mit der poetischen Schreibart gar wohl zu verbinden, und wo er je davon abwich, so hat ihn nichts anders als das Sylbenmaaß dazu verleitet, wiewohl auch sein Sylbenmaaß selbst das allersimpelste ist. Nach der Hand ist es bald zur Mode geworden, daß man die Fabeln vielmehr in Versen, als in Prosa, schrieb, die natürliche Einfalt erreichte man aber in Versen so gut nicht mehr, und nach dem la Fontaine hat sich die ganze Gestalt der

ehemals

ehemals üblichen Schreibart in Fabeln beynahe gar geändert. Anstatt der äsopischen Kürze, welche die Seele der Fabel ist, drang sich eine gewisse Lustigkeit, wie sie Lessing nennet, in die Fabel ein, und anstatt daß es sonst ihr vornehmster Schmuck war, ganz und gar keinen Schmuck zu haben, so fieng nunmehr eine anmuthige Schwatzhaftigkeit, eine schmackhafte und muntere Erzählungsart in der Fabel zu herrschen an. Man bediente sich verschiedener Zierrathen, lebhafter Beschreibungen, feiner Zwischengedanken, welche die Fabel, wie man glaubt, ungemein verschönern sollen. Batteux liefert ein ganzes Register von dergleichen Verschönerungen. Ich meines Theils muß freylich den Liebhabern dieser Schreibart einräumen, daß sie sehr reizend, und sehr angenehm im Lesen sey; die Frage ist aber, ist sie auch der Natur, und dem innern Wesen der Fabel angemessen? Hat man sich nicht vielmehr durch diese Belustigungen, die der Fabel gewiß nicht wesentlich, sondern, wenn ich alles sage, nur zufällig sind, von der Natur der Fabel zu weit entfernet?

14. §. Wenn man die Absicht und die Natur der Fabel im genauesten Verstande nimmt, so scheinet es unstreitig zu seyn, daß dergleichen Zierrathen zur Fabel nicht gehören. Ich wollte gerne sagen, daß sie nicht darzu gehören, wenn ich nur nicht sagen müßte, daß sie gar dawider streiten. Die Absicht der Fabel ist zu lehren. Dergleichen Zierrathen setzen nun die Lehre zu weit aus dem Gesichtspuncte. Wenn ich durch die Fabel eine Lehre geschwinde und gründlich begreiffen soll, so muß sie mir so vorgetragen werden, daß ich sie auf einmal übersehen kann, und um sie auf

einmal übersehen zu können, muß sie so kurz seyn, als möglich ist. Alle Zierrathen sind aber ganz gewiß der Kür e entgegen. Dieser Grund Lessings scheint mir überzeugend zu seyn. Ich gehe nun weiter, und sage. Der Leser hält sich immer zu lange bey dergleichen Gemälden, Beschreibungen, Zeichnungen der Oerter, der Personen, der Stellungen u. d. gl. auf. Er verliebt sich darien, und am Ende der Fabel empfindet er zwar, daß die Fabel sehr schön ist. Sie gefällt ihm. Er findet auch, daß sie lehrreich ist. Die Lehre geht ihm aber nicht so gerade auf das Herz zu. Die Zierrathen hindern sie. Die Fabel ist zwar nicht ohne Lehre; die Lehre machet aber die Hauptwirkung nicht, die sie machen soll. Die Lustigkeit hält ihr das Gleichgewicht, bisweilen überwiegt sie sie gar, wie wird aber hernach die Hauptabsicht, welche die Lehre seyn soll, erreichet? Scheint nicht hierdurch der Dichter die Belustigung zur Hauptabsicht; die Belehrung aber nur zur Nebenabsicht gewählet zu haben?

15. §. Was ist nun zu thun? Zwinget uns nicht so fast das Wesen, als selbst die Noth eine neue Zwischentheilung in dem Vortrage und der Schreibart ab? Ich will mich deutlicher erklären. Gewiß ist, daß die Fabel bey den Alten zur Philosophie und nicht zur Poesie gehöret hat. Die Lehrer der Redekunst holten sie aus der Philosopie, und übersetzten sie in die Redekunst, wie Lessing selbst saget. Aristoteles handelt wirklich davon nicht in der Dichtkunst, sondern in der Redekunst. Bis auf die Zeiten des la Fontaine gehörete sie immer noch zur Rhetorik, und wenn man sie auch in Versen erzählte, so war doch von der Dichtkunst mehr nicht als das Syllbenmaaß dabey. Wir werden aber

aber die Fabel nicht mehr zu ihrer ersten, natürlichen, und äsopischen Einfalt gänzlich zurücke bringen. Der Vers klingt uns zu angenehm. Wir vermissen ihn ungerne, und wie schwer ist die natürliche Einfalt beyzubehalten, wenn man auch nur einen Schritt in die Gränzen der Dichtkunst gesetzet hat. Der poetische Schmuck, welchen la Fontaine der Fabel gegeben hat, dieser hat uns schon zu sehr bezaubert. Wollen wir nicht lieber eine Eintheilung der Schreibart gelten lassen, in die prosaische nemlich, und poetische? Jene kann ohne alle poetische Zierrathen bloß im Geschmacke des Aesops erzälen. Diese aber könnte sich wohl verschiedener poetischer Zierrathen nach la Fontainens Geschmacke bedienen, sie sollten aber so sparsam angebracht seyn, als es nur möglich ist. —— Lessing wird freylich mit mir nicht zufrieden seyn. —— Ich selbst — ich weiß es einmal nicht, wie ich mich von der Richtigkeit dieser Eintheilung überzeugen soll. —— Ich sähe gerne die äsopische Fabel in ihrer natürlichen Einfalt. —— Und —— Ja — Zeiten und Menschen kann ich doch nicht umschaffen, noch ändern.

16. §. Was mich betrifft, kann ich wohl redlich sagen, daß mich der prosaische Vortrag Lessings immer so sehr eingenommen hat, als wenn seine Fabeln mit den schimmerndsten poetischen Zierrathen ausgeschmückt wären, und dieß ist einer der Hauptgründe, warum ich es gewagt habe nach seinem Beyspiele prosaische Fabeln zu schreiben, wiewohl ich es auf der andern Seite gar gerne gestehe, daß es mir auch an der Anlage und Fähigkeit gefehlet hat, gut in Versen erzehlen zu können, so sehr als mich gute Freunde hierzu auf-

gemuntert haben. Es hat aber auch der prosaische Vortrag seine Annehmlichkeit. Die Kürze, die natürliche Einfalt, die man hier leichter erreichet, und die Naivität, * die darinn herrschen soll, diese ersetzen den Abgang poetischer Zierrathen reichlich genug. —

17. §. Kürze, Einfalt, Naivität! —— Ich weiß freylich wohl, was diese Eigenschaften sagen wollen. —— Ich sehe die schönsten Muster vor mir. — Wie nahe bin ich aber denselben gekommen? —— Diese Frage ist für heute zu melancholisch. —— Wir wollen ein andersmal. —— Und vielleicht schreibe ich selbst noch eine kritische Abhandlung darüber. —— Was ich indessen davon urtheile, und was ich vermuthe, daß Kenner davon urtheilen werden, ist

Sunt bona quædam, sunt mediocria, sunt mala plura.

* Was ist aber **naiv**, was **Naivität**? Im Deutschen haben wir kein Wort, welches die wahre Eigenschaft dieses Ausdruckes **naiv** eigentlich erreichet. **Natürlich, fein, ungekünstelt**, sagen zu wenig. **Witz, Artigkeit** sagen etwas, aber nicht das, was **naiv** saget. Ein **naiver** Gedanken muß unschwülstig, nicht ängstlich gesucht, nicht gezwungen seyn. Aber **naiv** ist er hierdurch noch nicht. Er wird es erst durch gewisse artige Wendungen, die auf die Sache ein seltenes Licht streuen, das sich weder genau ausdrücken, sondern bloß denken läßt.

Von der äsopischen Fabel.

1. §. Einleitung.

2. §. Was die äsopische Fabel sey.

3. §. Der Grund davon ist nicht die Allegorie.

4. §. sondern die Gleichniß.

5. §. Warum man insgemein Thiere oder unbelebte Körper in Fabeln handeln lasse.

6. §. Die Eintheilung der Fabel nach dem Aphthonius.

7. §. Nach Wolfen.

8. §. Die Lessingische Eintheilung.

9. §. Die gar zu speculativen Eintheilungen nutzen nichts.

10. §. Die Handlung ist das Hauptwesen der Fabel, und worinn sie bestehe.

11. §. Die Eigenschaften dieser Handlung.

12. §. Die Moral der Fabel.

13. §. Von der Schreibart in Fabeln.

14. §. Der viele Putz streitet wider die natürliche Einfalt, und selbst wider die Hauptabsicht der Fabel.

15. §. Versuch einer neuen Eintheilung von der Schreibart.

16. §. Die Haupteigenschaft ist die Naivität.

17. §. Schluß.

Innhalt.

Prosaischer Fabeln

I. Buch.

Seite.

I. Die Muse und der Fabeldichter. 3.

II. Jupiter und das Lastthier. 4.

III. Der Affe und der Spiegel. (1.) 6.

IV. Fortsetzung dieser Fabel. (2.) 7.

V. Der arme Taglöhner und der Tod. 8.

VI. Die zwo Nachtigallen. 9.

VII. Der Palast im Dorfe, und die Baurenhütte. (1.) 10.

VIII. Fortsetzung dieser Fabel. (2.) 11.

IX. Der Schütz und die Scheibe. 12.

X. Die Mücken und das Licht. 13.

XI. Die zween Füchse. 14.

Seite

XII. Die Schildkröte und die Schnecke. 15.

XIII. Der Vater und der Sohn. 16.

XIV. Der Versemacher. 17.

XV. Die Henne und die jungen Basilisken. 18.

XVI. Der Löw, das Pferd, und der Hund. 19.

XVII. Die gefangene Nachtigall. 20.

XVIII. Der Hofmann und der Bauer. 21.

XIX. Die Hirsche und der Dachs. 22.

XX. Diana, der Hirsch und der Jäger. 23.

XXI. Die Hofpferde und die Bauernpferde. 24.

XXII. Der fromme Reinecke Fuchs. 25.

II. Buch.

I. Die Muse und Phädrus. 29.

II. Minerva. 30.

III. Das Pferd und die Wespe. (1.) 31.

IV. Fortsetzung dieser Fabel. (2.) 32.

V. Der

Seite

V. Der Gärtner und die Feldmäuse. 33.

VI. Das alte Weib und zwo Fackeln. 34.

VII. Der Storch und der Adler. 35.

VIII. Der Löwe und die Biene. (1.) 36.

IX. Fortsetzung dieser Fabel. (2.) 37.

X. Der Metzgerhund und der Ochs. 38.

XI. Der Fuchs, die Henne und der Geyer. 40.

XII. Die Wölfe und die Schafe. (1.) 41.

XIII. Das jüngere und das ältere Schaf. (2.) 42.

XIV. Die Fliegen. 43.

XV. Der Löw und seine Feinde. 44.

XVI. Der Fuchs und die kranke Henne. 45.

XVII. Die Frösche, die Nachtigallen, und der Mensch. (1.) 46.

XVIII. Fortsetzung dieser Fabel. (2.) 47.

XIX. Der reumüthige Habicht und die Tauben. 48.

XX. Zevs und der Esel. 49.

Seite

XI. Der Wolf und der Fuchs. 89.
XII. Der Bettler und der Tod. 90.
XIII. Der alte und junge Krebs. 91.
XIV. Das häßliche Portrait und der Maler. 92.
XV. Der Papagey und der Junker. 93.
XVI. Die zween Wölfe. 94.
XVII. Die zween Fischer. 95.
XVIII. Der Fuchs und die Aente. 96.
XIX. Der junge und der ältere Hirsch. 97.
XX. Das Lamm und der Löw. 98.
XXI. Die Schweinmutter und die Löwinn. 99.
XXII. Die Nachtigall und der Vogler. 100.

V. Buch.

I. Aesop und die drey Thiere. 103.
II. Der Aff und seine Junge. 104.
III. Der Tiger und der Fuchs. (1.) 105.
IV. Fortsetzung dieser Fabel. (2.) 106.
V. weitere Fortsetzung. (3.) 107.
VI. ——— (4.) 108.
VII. Der Wolf und der Jäger. 109.

Seite
VIII. Der Jäger und der Hund. (1.) 110.
IX. Fortsetzung dieser Fabel. (2.) 111.
X. Der Mensch und die Erscheinung. 112.
XI. Der Zephyr und der Wanderer. 113.
XII. Die zween Esel und der Löw. (1.) 114.
XIII. Die zween Esel und der Fuchs. (2.) 115.
XIV. Der Gärtner und die Stadtmaur. 116.
XV. Der Wolf und die Lämmer. 117.
XVI. Der Aff und der Pfau. 118.
XVII. Der Fuchs und der Esel. 119.
XVIII. Die Geschichte des Wolfes Isegrim. (1.) 120.
XIX. Fortsetzung dieser Fabel. (2.) 121.
XX. weitere Fortsetzung. (3.) 122.
XXI. ——— (4.) 123. folg.

VI. Buch.

I. Der Löw, der Aff, und das Schwein. 127.
II. Der Löwe, Momus, und der Esel. 128.
III. Das glänzende Johanniskäferchen. 129.
IV. Die Nachtigall und der Sperling. 130.
V. Die Wespen und die Bienen. (1.) 131.

Seite
VI. Die Wespen und die Bienen. (2.) 132.
VII. Fortsetzung dieser Fabel. (3.) 133.
VIII. Die Gegend der Versemacher auf dem Parnaß. 134. folg.
IX. Der Hirtenknab und die Nachtigall. 136.
X. Hylax und Isegrim zween Wölfe. 137.
XI. Der Wolf und der Löw. 138.
XII. Das Buch und der Esel. 139.
XIII. Der Wolf im Processe. 140.
XIV. Phidias und die Statue. 142.
XV. Die zween Hunde. 143.
XVI. Der Papagey und die jungen Philosophen. 144.
XVII. Der Hund und die Schafe. 145.
XVIII. Die Staaren. 146.
XIX. Der Bauer und die Hirschkuhe. 147.
XX. Der Spottvogel und die Nachteule. 148.
XXI. Der Bauer und der Philosoph. 149.
XXII. Das Schwein und die Ente. 150.
XXIII. Der Pfau und die Henne. 151.

ENDE.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

X VII. 89
X 91

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Braun, Heinrich,

Heinrich Brauns Versuch in prosaischen Fabeln und Erzählungen

München 1772

P.o.germ. 168
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106228-8
VD18 12033782